

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl. — kr.
Für einen Monat	1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag	— fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.



Vanitas.



Vanitas.

Ein Roman in sechs Büchern

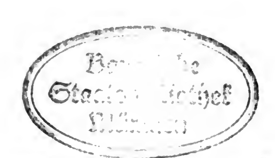
von

Karl Frenzel.



Zweiter Theil.

Hannover.
Carl Rümpler.
1860.



Eitelkeit der Eitelkeiten — und Alles ist eitel.
Prediger Salomonis.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Drittes Buch.



I.

Sonntagsfrühe, Sonntagsfrieden ruht über dem Thal. Noch im schimmernden Dunst wie mit silbernen Schleiern verhüllt ragen die Gipfel des Gebirges, das im Osten Andlau's sich hinzieht ... in bläulichen Schatten, noch feucht von dem Thau und dem feinen Sprühregen der Nacht dämmern vor ihnen die Wälder bis zu dem leuchtenden Grün der Wiesen, den forteilenden Wellen des Baches nieder. Erlen stehen umher, dünn, schlank — hier und dort zwischen ihnen eine Trauerweide, die Zweige tief hinabgesenkt, daß zuweilen die Schaumperlen des Wassers über ihre Blätter spritzen. Weiterhin, den Bergen näher, arbeitet sonst eine Sägemühle, rastlos, unermüdlich; Eichen und Tannen zerschneidet sie zu breiten, langen Bohlen, zu jenen „vier Bretter sah ich fallen“ ... ihr kennt sie alle, bilden sie doch unsere letzte Wohnung. Heute ruhen die Räder, die Sägen — morgenstill, frühlingsduftig ... mit dem Liede der Lerchen mischt sich jetzt Glockenton, hin und

her, durch die Luft ziehend wie Grüße unsichtbarer, freundlicher Gewalten.

Was bist du schön, dämmernde Welt! Auftauchend aus Nebeln, eine jugendliche Schönheit, die eben erwacht, noch in der süßen Unordnung des Schlummers, noch einen glücklichen Traum auf den Augenbrauen und der Stirn; über dich, um dich hin spielt goldenes, rosiges Licht, dessen Strahlen an deiner Verhüllung leise und neckend zupfen . . .

Lauter tönen nun die Glocken; von jenseit der Berge trägt der Wind antwortende Klänge hinüber. Ob Welt und Menschen ringsum durch tausend Wandlungen geschritten, noch wie vor Jahrhunderten senden sich die beiden Kirchen in Andlau und Rabenhorst sonntäglich ihre Grüße zu. Beide wurden von Cisterziensermönchen erbaut, die im Thal dem heiligen Apostel Petrus, jene auf dem Berge der gnadenreichen Mutter Gottes geweiht. Prozessionen, zu Hunderten, Tausenden, mit buntgestickten Fahnen, unter Hallelujahjauchzen, sind diese Straßen gewandelt, Wunder über Wunder hat dort das Heiligenbild und der in der Kapelle aufbewahrte Schleier der büßenden Magdalena gewirkt, wenn er auf das Antlitz eines Fieberkranken gelegt ward. Wie liegt das Alles so weit, so fern — ein halbvergessenes Märchen. Mitten durch die Felsen brach und sprengte sich die

Eisenbahn einen glorreichen Weg, den Weg der Zukunft ... wenn du jetzt über die Brücke schreitend, die nach Andlau auf dem linken Ufer des Baches führt, an der Steinbrüstung noch einmal still stehst und dich nach dem Gebirge zurückwendest, siehst du über den Baumwipfeln Dampfwolken schweben und jagen in immer dichteren, dunkleren Kreisen, hörst du es näher und näher sausen und pfeifen ...

Auch eine Welt! So neige dein Haupt vor diesem Feuerwagen; sichrer als einst auf dem Schiff des Columbus wandelt die Freiheit und die Verbrüderung des Menschengeschlechts diese eiserne Bahn.

Höher steigt die Sonne; sie funkelt schon auf der vergoldeten Spitze des kleinen Schloßthurmes in Andlau. Still, langhingestreckt liegt das Schloß auf einer Anhöhe, mit weißgrauen Mauern, je zwölf blinkende Fenster in zwei Stockwerken; roth- und weißblühende Kastanien umschließen den Hof innerhalb des eisernen Gitters, das auf dieser Seite am Rand des Hügels hinläuft. Einfach und schmucklos zeigt sich Andlau denen, die vom Gebirge her zu ihm kommen und die breite Lindenallee durch das Dorf zu seinem Hügel hinauf wandern. Erst auf der Abendseite der Höhe offenbart es seine Terrassen und Statuen, seine Balustraden

von Granit, seinen Laubgang von zweihundert Orangenbäumen, Rokokopracht und Schnörkelei.

In der ganzen Landschaft ist der Garten von Andlau berühmt; in ihm grünen die schönsten Platanen, blühen alle Arten der Rosen. Wenn seine größere Hälfte den Garten von Versailles in Treppen, Bosquets, Springbrunnen und Blumenbeeten, in bescheideneren Formen, nachahmt, so hat Martha's Mutter den kleineren Theil, der hart an die große, in weitem Bogen das Thal bis zu dem Fuß der Berge umspannende Tannen- und Fichtenhaide stößt, zu einem englischen Park umwandeln lassen. Hier sind dunkle Buchengänge, malerische Durchsichten, binsenumstandene Teiche mit schwarzblauem, gefährlich schimmernden Wasser, eine Waldwiese, auf der Rehe wandeln. Jetzt lassen Julian und Martha noch das zunächstliegende Haidestück in den Umkreis des Parks ziehen und es demgemäß umgestalten. Erde wird herbeigefahren und zusammengeschaufelt, um innerhalb des Gartens eine steile, felsige Anhöhe zu bedecken, von der über Dorf und Felder sich die Aussicht auf die Bergkette dem Blicke erschließt; ein kleines Haus mit zwei, drei wohleingerichteten Zimmern soll dort oben zu stehen kommen, die Abende in ihm zuzubringen und das Schauspiel der untergehenden Sonne, wie ihr Widerschein auf den

Felsgipfeln in wechselnden Farbentönen sich malt, zu genießen.

Neues Leben ist mit den neuen Herren auf Andlau eingekehrt.

Fast seit zehn Jahren hatte das Schloß seine Besitzer nicht gesehen; Martha's Vater vermied es, weil jede Stätte ihn an eine unglückliche Liebe, an den Zwiespalt mit seiner Gattin erinnerte; ihre Mutter und sie selbst hatten es vorgezogen, in der Hauptstadt, in großen Badeorten zu leben, und nur in langen Zwischenräumen eine verlorene Woche auf dem „Schloß der Langenweile vergähnt und verseufzt", wie damals Martha an eine Freundin geschrieben. Jetzt gedachte sie hier Glück und Ruhe zu finden und in dem festen Willen, sich nie wieder auf das hohe, glänzende und stürmische Meer der Welt und der Leidenschaft zu wagen, sich selbst Zufriedenheit und ihrem bisher wild verstörten und zwecklos umhergetriebenen Dasein einen harmonischen Abschluß zu geben. Wenn wir uns nur bescheiden lernen und in aufrichtiger Entsagung dem Rausch des Genusses und dem blendenden, verwirrenden Spiel der Erscheinungen Lebewohl zurufen, müssen wir ja zum Frieden gelangen, meinte sie.

Und da wir nun einmal zur beständigen Pilgerfahrt verdammt sind — hienieden und vielleicht über das

Diesseits hinaus in eine noch grenzenlosere, jenseitige Unermeßlichkeit — welch' schönere „Ruhe auf der Flucht nach Aegypten" ließe sich da ersinnen, als die beiden Liebenden sie unter den Platanen von Andlau im Frühlingsduft und Sonnenschein genossen?

Sein Witwenkleid hat das alte Schloß abgelegt, lustiger dreht sich die Windfahne auf seinem Thurm, heller glänzen die hohen, nach dem Garten schauenden Fenster, schlanker heben sich die Pfeiler der Arkaden, die sich auf der obersten Terrasse rechts und links von dem Hauptgebäude des Schlosses ausdehnen ... Kränze von Blumen und Laub wiegen sich zwischen den Oeffnungen, von Pfeiler zu Pfeiler geschlungen, eine lebendige Kette von den steinernen Blüthen des einen Architrav's zu denen des andern. Ruhig und still schimmern und blühen auf den drei Terrassen die Orangenbäume, niederschauend auf die Rosensträuche und dunklen Taxushecken in der Mitte des Gartens, auf den Wasserstrahl, der aus porphyrner Schale zu ihnen aufsteigt. Hier und dort an den Stufen, die aus ihren Fugen gewichen, an der gebrochenen und herabgestürzten Granitbekleidung eines kleinen Tempels wird noch gearbeitet, um jede Spur der Vernachlässigung zu tilgen. Alles macht den wohlthuenden Eindruck, daß hier ein bleibender Aufenthalt

beabsichtigt wird und ein verständiger Sinn, eine kräftige Hand das Ganze leitet, ordnet und schmückt.

Doch nicht für die Behaglichkeit des eigenen Lebens nur sorgten und schafften Julian und Martha. Schon bei dem ersten Besuche der Baronin in Andlau gleich nach dem Tode ihres Vaters, im vergangenen Jahre, hatte sie unweit der Kirche einen Platz für das neu zu errichtende Schulgebäude ausgewählt, die Summe, die ihr Vater dafür und für die Erhaltung der Schule in seinem Testamente ausgesetzt, aus ihren Mitteln vermehrt, Julian den Plan des Hauses gezeichnet und die Freude gehabt, mit dem neuen Jahre auch die neue Schule zu eröffnen. Mit einer anständigen, mehr nach seinen Bedürfnissen als nach seinem Verdienste gemessenen Pension war der alte Schulmeister belohnt und zwei jüngere tüchtige Lehrer aus der Hauptstadt der Provinz berufen worden. Den hohen Anerbietungen Julian's widerstanden die armen Volksschullehrer nicht lange und gaben freudig eine „Stellung im Staate", die sie leider nicht ernährte, für den Dienst eines Mannes auf, der ihnen in Anerkennung ihrer Mühen und Aufopferungen nicht nur während ihrer Thätigkeit, sondern auch für die Zeit des Alters und der Schwäche ein genügendes Auskommen sicherte. Dabei war der Umgang mit Julian der anregendste und angenehmste. Keine Spur

eines Emporkömmlings in ihm; wie er in Schleswig mit seinen Soldaten als seines Gleichen verkehrt, gekämpft und gelitten, so redete er jetzt mit Allen, die an seinem Werke theilnahmen und ihn unterstützten, wenigstens auf einem Fleck Erde Menschenwohl und Bildung zu verbreiten. Durch sie allein, behauptete er, reift der Mensch zur Freiheit und zum Bewußtsein seiner Würde, nicht verleiden, veredeln soll sie ihm auch die geringste Arbeit, indem sie ihn den Zusammenhang derselben mit dem Ganzen ahnen läßt. Was von einem kräftigen und scharfen Geiste so trefflich gesagt worden: „der Dichter solle das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen“, gelte in noch höherem Maße von jedem, der das Volk liebt und zu erziehen gedenkt.

In den Nachmittagsstunden des Sonntags versammelten sich die Männer des Dorfes, gleichviel ob Bauer oder Tagelöhner, in dem Schulsaale. Dort sprach bald Julian, bald einer der Lehrer oder der Arzt, den er nach Andlau gerufen, zuletzt, muthiger geworden, auch der und jener von den Bauern über Alles, was den engen Kreis ihres Lebens berührte ... über den Versuch, den Sumpf trocken zu legen, der an die Gemeindewiese grenzte, die neue Bepflanzunig einer entwaldeten Berglehne, da durch die Nähe der Eisenbahn das früher wenig geachtete Holz um das Dreifache im

Werth gestiegen . . . Von dem Nächsten ging man weiter, man unterrichtete sich über die Ackerwirthschaft in fremden Ländern, welche der neu erfundenen Maschinen für diesen und jenen Boden verwendbar seien. Allmählig erweiterte sich der Blick der Zuhörer, sie erkannten die innere Nothwendigkeit dessen, was sie bisher nur mechanisch, als von den Vätern überkommene Handgriffe geübt, und gewannen dadurch Theilnahme für Dinge, denen sie im echten Stolz der Beschränktheit nachgesagt, daß sie nur für die Stadtleute und die Müßigen seien. Das war dann ein Festtag, wenn Julian auch den Frauen und Mädchen den Zutritt gestattete, in schmucklosen und doch ergreifenden Worten ihnen von guten und großen Thaten erzählte, sie mit einem Liede Arndt's, mit einer Scene aus Wilhelm Tell oder Egmont begeisterte. Anfangs waren die Versammlungen nur spärlich besucht worden, die Meisten hielten sich für zu klug, um sich noch einmal „auf die Schulbänke niederzusetzen“; in den letzten Sonntagen des Winters, kurz vor Ostern, drängte man sich schon im Saal, hatte schon Jeder eine Frage auf dem Herzen, für die er von einem besser Unterrichteten die Antwort erwartete. Nicht wenig trug zu diesem Erfolg Julian's Ruhe bei; statt die Fehlenden zu tadeln, wie wohl der Pfarrer schalt, wenn er den und jenen nicht in der Kirche auf

seinem Platz gesehen, behandelte er sie freundlich wie zuvor: es sei freie Wahl, nicht der Schatten eines Zwanges, einer Pflicht, der Versammlung beizuwohnen; bei den Alten, die der Neuerung am meisten abgeneigt waren und im Kruge dawider redeten, auch „von Verführung der Jugend“, erkundigte er sich, als wäre nichts geschehen, nach diesem verjährten Gebrauch, nach dem Ursprung mancher eigenthümlichen Sitten, der Beschaffenheit jenes Feldes, daß sie selber neugierig wurden, ihre Weisheit einmal aus fremdem Munde zu hören, und in das Schulhaus kamen.

Einen Mann, wie er in diesen Zuständen brauchte, fand Julian in dem jungen Berthold, einen gelehrigen Jünger und ein muthiges Herz. Daß er mit seiner geschickten Hand Julian's rasch entworfene Baupläne nachzeichnete und im Einzelnen nicht ohne Verständniß und Sinn für architektonische Schönheit ausführte, war der geringste Gewinn, den seine Ankunft brachte. Seine Lebendigkeit, die Unerschrockenheit und Sicherheit, mit der er auch das Schwierigste angriff, die Leichtigkeit, sich in jede Beschäftigung einzuleben, machten ihn gleichsam von selbst zum Stellvertreter, seine gereiftere Bildung zum Dollmetscher Julian's. Dazu erlaubte ihm seine Stellung einen zwangloseren Verkehr mit den Dienern des Schlosses und den Bauern, denen „der

gnädige Herr" doch trotz seiner Leutseligkeit eine „Art höheren Wesens" blieb. Berthold aber war ein Mensch wie sie, nach ihrem Sinn; ihm sich willig zu fügen, erschien als freiwillige Unterordnung, Jeder konnte nach Belieben seine Huldigung zurücknehmen. Aus niedrem Stand entsprossen und wieder durch sein Talent und eine gewisse adlige Form des Benehmens darüber hervorragend, empfand Berthold am wärmsten das Edle und Großherzige in Julian's Plänen und Gesinnungen; ihm zunächst that es wohl, daß ihn Julian als einen ebenbürtigen, wenn auch jüngeren, strebenden Mann begrüßte, seine Selbstständigkeit achtete und vertrauensvoll über viele Dinge ihm die letzte Entscheidung ließ. So fühlte sich Berthold in Andlau anerkannt, nothwendig sogar ... ob er gleich „die Vornehmen und Reichen" haßte und so lange er selbst nicht zu ihnen gehörte, das Ideal einer Welteinrichtung in die unbedingte Gleichheit Aller setzte, so war er doch geneigt, Julian von der allgemeinen Verdammung auszunehmen und ihn unter „die Männer der Gerechtigkeit und der Zukunft" zu zählen. Seinerseits ertrug Julian die Schwächen des Jünglings, eine oft prahlerische Eitelkeit, den leisen Anhauch der ihm aus dem hauptstädtischen Treiben angeflogenen Geckenhaftigkeit, um des guten Kerns willen mit Geduld. „Von diesem Fehler", äußerte er zu

Martha, die eine Vorliebe für Berthold gefaßt und den „schönen jungen Mann“ gern zu einem „vollkommenen Ritter“ erzogen, „wird ihn die Zeit und der Aufenthalt in diesem Thal besser und gründlicher heilen, als unsere Vorwürfe und Lehren; der Natur gegenüber ist nur ein Narr auf die Dauer eitel.“

Das Thal von Andlau gehörte zu den gesegnetsten und schönsten der Provinz; in ihm vereinigte sich die Annehmlichkeit einer allmählig aufsteigenden Gebirgslandschaft mit den Vorzügen einer fruchtbaren, reichbewässerten Ebene. Weit umher galten seine Bewohner für die wohlhabendsten, auf seinen Fluren gedieh das beste Getreide. Thätig und unermüdlich hatte hier langjährige Arbeit geschafft, nur nördlich vom Dorfe zwischen dem Walde und den Bergen lag noch ein weites, unbebautes Feld — Sumpfboden, der je näher er dem Gebirge rückte, zwar fester aber auch steiniger wurde. Versuche, die man früher zu seiner Beackerung gewagt, mißlangen, weil man nicht den rechten Fleiß noch die nöthigen Summen daran setzte; jetzt beschloß Julian um jeden Preis diesen Theil des Thales der Cultur zu erobern. Da die Feldmark im Besitz der Herrschaft war, konnte er ungehindert damit schalten und siedelte einige arme Tagelöhnerfamilien, die in schlechten Hütten am Ausgang des Dorfes gewohnt und durch Arbeit

auf den Feldern des Gutsherrn und in der Haide ein kärgliches Brod erworben, nächst den Bergen an. Jeder Familie schenkte er ein kleines Haus und einige Morgen Landes darum. Das Gefühl des eigenen Besitzthums, so schmal es war und so schwer dem Boden etwas abzuringen schien, feuerte die Kräfte der Leute mächtig an und da Julian auf jede Weise ihre Anstrengungen unterstützte, weigerte die Natur hier wie überall ihre Früchte endlich nicht der fleißigen Hand. Auf der andern Seite der „Oede", so nannten die Bauern dieses Feld wegen seiner Unfruchtbarkeit, arbeitete man rüstig an der Entwässerung und Trockenlegung des Sumpfes ... rastlos suchte man den Uebeln, die aus einer langen Vernachlässigung und einer wenig geregelten Verwaltung für das Gut und die Gegend entstanden waren, zu steuern, neue Erwerbsquellen für eine größere Bevölkerung und gesteigerte Bedürfnisse zu schaffen.

Nicht nur die bedeutenden Mittel, über die Julian verfügte, seine Persönlichkeit zumeist flößte ein unbedingtes Vertrauen und den Edleren Begeisterung ein. Mit leidenschaftlicher Hingebung hatte er diesen neuen Lebensberuf ergriffen, mehr noch als in der Kunst bethätigte er sich in ihm als Mann in des Wortes bestem Sinn, alle erhabensten und großmüthigsten Gedanken fanden darin annähernd ihre schöne Verwirklichung —

denn wie weit seine Bestrebungen und Schöpfungen in einem fast verschollenen Thale hinter dem Ideal zurückbleiben, wie sie als ein einzelner unbeachteter Tropfen in das unermeßliche Meer des Lebens verrauschen mochten ... Einigen spendete er doch Wohlfahrt und Glück, es war ein Anfang zum Bessern, glücklichere Enkel belächelten wohl die Mangelhaftigkeit seines Versuchs, seine Absicht mußten sie ehren. In diesen Dingen lebte er, durch sie erst erhielt seine Liebe ihre Weihe, der Reichthum seiner Gattin, der unter andern Verhältnissen bei seiner stolzen und unabhängigen Natur leicht ein Hinderniß ihrer Verbindung gewesen, erhielt dadurch seine schönste und würdigste Verwendung.

Wie er die Gesunden und Tüchtigen leitete und zu erneuten Anstrengungen antrieb, so war Martha der Hort der Schwachen und Beladenen. Wo die Arbeit nicht mehr, nur das Mitleid und die Wohlthätigkeit noch helfen konnte, wo Krankheit und Elend gleich verderblichen Blitzen in eine Hütte geschlagen, da begann ihr Reich. Die jüngeren Mädchen des Dorfes hatte sie näher an sich gezogen und sich aus ihnen „eine Schaar barmherziger Schwestern" gebildet, sie waren ihre Botinnen in die Wohnungen der Armuth, an das Lager der Kranken. Dabei begnügte sich Martha nicht, sie zu der äußerlichen Uebung guter Werke anzuhalten,

ihrem Herzen suchte sie die Empfindungen des Wohlwollens und das Gefühl des Schönen einzupflanzen. Einmal in jeder Woche redete sie selbst mit ihnen, in einem kleinen Saal des Schlosses, oder bei heiterem Wetter im Garten umhergehend, den eigentlichen Unterricht hatte eine würdige und gebildete Dame übernommen ... So strebten und wirkten sie, die Kleinen wie die Großen, Jeder nach dem Maß seiner Fähigkeiten und der ihm bestimmten Aufgabe, heraus aus beengenden und trennenden Schranken, gemeinsam der edelsten Menschlichkeit entgegen.

Dies Jahr aber sollte in Allem ein rechtes Jahr des Segens für das Thal sein.

Nordöstlich von Andlau, wo das Gebirge sich dreifach spaltete und die Grenze des Nachbarlandes begann, war früher ein reges und geschäftiges Treiben gewesen; Eisen- und Hüttenwerke gab es dort und in der Landstadt Golderz, am Ostabhang der Berge, deren Bäder für die Heilung und Stärkung geschwächter Nerven einen gewissen Ruf genossen, hatte die große Maschinenfabrik des Herrn Volckmar seit Jahren Einheimischen wie Fremden Arbeit gegeben und reich gelohnt. Da war plötzlich ein Stillstand eingetreten; Handelskrisen, verfehlte Unternehmungen, Verluste im Börsenspiel untergruben und zerstörten das Vermögen und den

Credit des Hauses Volckmar. Nach einander wurden die Arbeiter entlassen, zuletzt stand die ganze Fabrik leer und öde. Der Rückschlag dieses unerwarteten Unglücks ließ sich bald in der ganzen Gegend an dem Aufhören so mancher kleineren Handlung, an der zunehmenden Verarmung und Brodlosigkeit der Massen nachfühlen. Schon traf die Regierung Anstalten, durch Straßenbauten eine Anzahl der verdienstlos Gewordenen zu beschäftigen und dürftig zu ernähren. Im Anfang des Jahres nun kaufte das Haus Eppstein und Sohn, dem Volckmar am tiefsten verschuldet war, diese Fabrik. Der Chef des Haises kam in das Gebirge hinüber und brachte durch seine Gegenwart, durch den Aufschwung, den er Allen mittheilte, durch Geld, dessen er nicht schonte, das Geschäft wieder in Gang und schnell zu seiner ehemaligen Blüthe. Landschaft und Menschen hatten für ihn „etwas Romantisches“ — im Vordergrunde „eine Idylle“, im Hintergrund „eine Burgruine nach Matthison's Versen“, er erstand für einen mäßigen Preis die Villa der Volckmar's, Sibyllenruh, auf halbem Wege zwischen Golderz und Andlau; seit drei Monaten wohnte seine Muttter mit ihren Töchtern dort in fast fürstlicher Lebensweise und Pracht.

Vielleicht war dies der Grund, der Martha von ihnen in kühler Entfernung hielt und nach den ersten gegen-

seitigen Höflichkeitsbesuchen eine freundlichere Annäherung hinderte. In Martha lebte trotz ihrer Hochsinnigkeit der Stolz ihres vornehmen, auf diesem Boden uralten Geschlechts fort, es that ihr weh, nur ein Titelchen ihres Ansehens verloren, Andere hier in gleicher Stellung und Bedeutung wie sie geehrt zu sehen. Wenn sie für Alle sorgte, so wollte sie in echt fürstlichem Ehrgeiz diese Sorge auch mit Keinem theilen.

Es ist der Abend des Sonntags ... Anmuthig spielte der Wind mit Martha's Locken, glänzende Frische und Heiterkeit lag auf ihrem Gesichte; sie saß neben Julian auf der obersten Terrasse des Gartens. Am vergangenem Abend waren sie nach dreitägiger Abwesenheit in Golderz wieder heimgekehrt, sie hatten in der Stadt die Prinzessin Anna begrüßt, die nach einer längeren Reise durch Südfrankreich im Spätsommer die berühmten Bäder gebrauchen wollte.

„Wie ist es so wohlig in der Heimath, im eigenen Haus!“ sagte Martha. „Glaubst Du, daß ich drüben fast stündlich einen Stich im Herzen empfand, eine Sehnsucht hieher? Jedem Baum möcht' ich jetzt Willkommen! zujubeln! Und früher, wo ich unstät hin und her wanderte, auf Jahre von hier entfernt war, kam mir kaum die schwächste Erinnerung an die Schätze, die ich hinter mir gelassen.“

„Wie solltest Du auch ein Haus lieben, das Du Dir nicht selbst geschaffen und geziert? In das Du nicht zum Bleiben, nur zum Ausruhen eintratest! Jetzt aber bist Du durch tausend Fäden mit diesem Boden verknüpft, dies Weingelände hast Du fest gebunden, als es der Sturm herabriß, den Blumenkranz um jenes Rasenbeet hast Du geordnet. Da muß es Dir wohl werth sein und wie viel mehr noch die Menschen, die Du hier beglückst! Anders der Reisende, er genießt nur im Fluge; sein Wandern, die leicht geschlossene und ebenso leicht getrennte Bekanntschaft mit Andern schärft ihm den Blick und schleift die eckigen Formen seiner Besonderheit ab, aber sie machen ihn auch unruhig, stets nach Neuem begierig, Du kannst es an Diana wahrnehmen."

„Du sprichst meine Gedanken; wie zart, einer Sinnblume gleich war sie vor einem Jahre, an jenem Sonntag, wo ich euch beide in Schönburg traf; ihre Gestalt wohl, nicht ihr Wesen erkannte ich in Golderz wieder."

„Sie ist zu jung für ihren Ruhm, zu verwöhnt durch Schmeicheleien und die Huld der Prinzessin, Du darfst nicht zu streng mit ihr in's Gericht gehen."

„Auch wenn sie nicht Deine Schwester wäre,

entschuldigte ich sie — wer herrschte wie sie im Reich der Töne!"

„Sonderbar," versetzte Julian sinnend, „so oft ich ihrer denke, erscheint sie vor mir wie in einer Wolke, mit einem Trauerflore. Daß nur dieser glorreiche Anfang nicht im Sande verrinnt! Ich bin sonst nicht abergläubisch und fürchte nicht für die Glücklichen den Neid der Götter — für sie werde ich zum Gespensterseher."

„Es ist eben der Ruhm nur ein Gebrechliches, Verwehendes; dauernd ist allein, wenn wir ihn uns in Schmerzen und Prüfungen erwarben, der Friede der Seele, am eigenen stillen Herd."

Den Orangenbaumgang wandelte vom Schlosse her, gemessenen, starken Schritts, der Pfarrer des Dorfes, der jeden Sonntagabend in Gesprächen mit Julian und Martha zubrachte, ein lieber und werther Gast, dem sie auch jetzt ihr Willkommen! zuriefen und Hand in Hand entgegen gingen.

„So sehe ich Sie gerne," sagte der alte, weißhaarige, noch rüstige Mann. „Ein rechtes Vorbild der Gemeinde! Einigkeit im Hause, gegenseitiges immer bereites Vergeben und Unterdrückung der bösen Leidenschaften, die daraus folgt ... Das ist mir lieber als

all' Ihre Aenderungen und neumodischen Verbesserungen, Herr Felsberg und Frau Baronin ..."

Denn von Allen im Dorfe widerstand nur der Pfarrer Hartmann den Plänen Julians, aus tiefster Ueberzeugung — ein Mann, in dem sich soldatische Strenge, er hatte als freiwilliger Jäger die Befreiungskriege mitgefochten, und ein finsterer puritanischer Glaube wechselweis stützten und hoben. In so glühenden Bildern wie er die ursprüngliche Verderbtheit des Menschen schilderte, hatten einst die Profeten wider die Sünden von Jerusalem und Babylon geeifert. Sein Gott war der unnahbare Weltrichter, der auf Donnerwolken zum Gerichte dahinfährt. Mit Vorliebe kam er in seinen Predigten wieder und wieder auf den Untergang des Irdischen, auf die schrecklichen Offenbarungen der Weltvernichtung zurück, die sinnbildlich in der Verbrennung Sodom's und Gomorrha's durch himmlisches Feuer dargestellt sei. In diesen Beschreibungen war er unerschöpflich und von ihnen mächtig bewegt, daß er auch seine Zuhörer ergriff; mit erschütternder Beredsamkeit mahnte er oft an das alte und wie er es rühmte, „wunderbare" Lied: dies irae, dies illa ... dann hatte er die Geberde und einen Hauch von den Flammen, die über das Gesicht des Elias fuhren, als er die Altäre Baals zerstörte. Seine Phantasie nährte

sich mit den Wundern des Ezechiel und dem Liede Milton's, von den Klagen Hiob's schwoll seine Seele über. Welche Leiden oder Erfahrungen ihm diese Weltanschauung eingeflößt und ihn darin erhielten, darüber behauptete er ein düsteres Schweigen. Nach ihm war die Erde nur da, um vernichtet, der Mensch, um schuldig zu werden. Möglich — und er glaube es, daß Gottes unerforschlicher Rathschluß einzelne Bevorzugte durch das Geschenk seiner Gnade ohne gröbere Sünde durch dies Leben wandeln ließe — halbätherische Geschöpfe, die eher Schatten als Menschen glichen, weil ihnen dessen Kennzeichen, die Leidenschaft und in ihrem Gefolge die Schuld fehle —, die Masse sei ewig der Sündhaftigkeit und der Verdammniß geweiht; was die Schrift mit dem Worte Erbsünde bezeichne, wäre im Grunde nur die menschliche Natur selbst. In den Einrichtungen Julian's erblickte er nun eine „titanische" Selbstüberhebung, den Versuch, das Irdische zu adeln und den Menschen vor der einzigen, ihn bändigenden Kette, der Furcht vor den ewigen Strafen und, so weit dies ginge, von dem ängstlichen Gefühl seiner Hinfälligkeit zu befreien. Nicht vor der Gemeinde, von der Kanzel herab erhob er sich dagegen — denn die Kirche sei nicht der Ort des Streites und irgend eines, philosophischen oder dogmatischen Gezänks, sondern der

Belehrung, der Andacht und dem Gebete gewidmet, mit Julian und Martha, mit den Lehrern und dem Arzt kämpfte er für seine Meinung. Dazu besaß er zu viel Wohlwollen, um das Gute dieser Neuerungen zu verkennen, liebte die Bildung zu sehr, um sie zu tadeln, er griff die Anschauung an, aus der sie entsprangen, das Ziel, zu dem sie folgerichtig führen sollten — „zu einer neuen und in sich falschen Religion, der Vergöttlichung des Alls". Solche Denkart in fester Ueberzeugungstreue war dem freien Geiste Julian's wahlverwandter, als ein gedankenloses Nachsprechen seiner Behauptungen, ein blindes sich Fügen in seine Einsicht — er liebte und verehrte den wackern Mann.

Diesmal indeß lächelte Martha unwillkürlich — und er antwortete gutmüthig: „Lachen Sie doch, den Einspruch des grauköpfigen und altfränkischen Hartmann's sollen Sie trotzdem hören, so lang er lebt."

„Oder wenigstens bis er bekehrt ist, bester Herr Pfarrer," entgegnete sie, „und er durch das allgemeine Glück um ihn und die mildere Gesinnung Aller überzeugt, zu uns eilt und sagt: ihr habet Recht, die Erde ist kein Jammerthal und und nicht in Sünde wird der Mensch geboren."

„Da müssen Sie lange warten, Frau Baronin, ich bin ein harter alter Knabe, ungläubig wie Thomas.

Wer hörte nicht gern aus so holdem Munde solche Versicherungen von einem irdischen Paradiese und würde unter dem Eise seiner sechsundsechzig Jahre nicht warm davon, wie in der Jugend, als auch ihm das Sirenenlied von Freiheit und Menschenglück eine Wahrheit dünkte! Auch er an die Freundschaft von Orestes und Pylades glaubte, Götter und Göttinnen träumte, Homer's Gesänge und Schiller's Don Karlos auswendig wußte! Eine gute, herrliche Zeit! Wie spiegelt sie sich schön in Ihrem Auge und klingt in vollen Tönen aus Ihrem Herzen, liebe, gnädige Frau! Aber ach! Ihr Glanz erblindet für den auf immer, der viel erfuhr und Menschen kennen lernte; ihm wird die Welt eine entzauberte. Thut Gutes im Namen Gottes und hofft nicht, daß ihr je seiner und der Schrecken der Ewigkeit entrathen könnt. Und wenn ihr alle Einrichtungen, aus denen nach auch das Böse stammet, vernichtet, alle Eitelkeiten — Kronen und Purpurmäntel, meinetwegen auch Kirchen und Kreuze in einem großen Weihopfer verbrannt, auf einen Augenblick Reichthum und Armuth ausgeglichen habt und euch nun erhebt, frohlockend, in einer neuen Welt, ich sage euch doch: der Tempelhof ist nicht rein gekehrt, die schlimmsten Käufer und Verkäufer der Laster sind geblieben ... euere Herzen. Nicht

zu erscheinen braucht der Satan, denn er ist in euch und in allem Irdischen."

Sanft versetzte auf diese Rede Martha: „Vergessen Sie doch nicht, lieber Herr Pfarrer, daß der Satan einmal der Engel des Morgens war; soll der Herabgestürzte sich nie wieder aufschwingen können?"

Und Julian sagte: „Ich mag nicht an die Verderbtheit der menschlichen Natur glauben, wir sind viel zu schnell mit absprechenden Urtheilen, mit Bezeichnungen, wie gut und böse, fertig. Vor nicht langer Zeit hat es mir ein Zufall wieder bestätigt. Sie kennen sie wohl jene wunderliche Frau Sibylle Allmers, die auf der Insel im Waldsee einsiedlerisch lebt?"

Martha's Gesicht verdüsterte sich und der Pfarrer antwortete: „Ich kenne sie; ein boshaftes, verstocktes Geschöpf. Als ich vor neunzehn Jahren diese Pfarre bezog, redeten die Meisten von ihr, wie von dem leibhaftigen Dämon. Anfänglich nahm ich solche Beschuldigungen für Verläumdung, Uebertreibungen des Hasses und des Neides, da das Mädchen bei der seligen Frau Baronin in Gunst stand; nachher, seit ich öfter mit ihr zusammengekommen und sie genauer beobachtet hatte, merkte ich, daß die Leute ihr freilich manche schlimme That ohne Grund nachsagten, daß sie aber in ihrem

Charakter sich nicht getäuscht, Sibyllen hat wie Andern nur die Gelegenheit zum Verbrechen gefehlt."

„Das ist das Bild," fuhr Julian fort, „das man auch mir von Sibyllen entworfen, und nach dem ersten Eindruck, den ich von ihrer Persönlichkeit empfing, hielt ich es für treu. Nun hören Sie. Vor einigen Wochen streife ich in der Haide umher, am Teich begegnet mir ein Mädchen, wie unsere Bäuerinnen gekleidet, allein ihr Gesichtsausdruck, die Sprache, als sie mit scheuem Gruß an mir vorüber will, fällt mir auf, ich frage nach ihrem Namen. Sie heißt Clotilde und gesteht, daß sie schon seit Weihnachten in Sibyllen's Hause wohne. Damals, dessen erinnerte ich mich, hatte uns der Förster von der neuen Erscheinung im Walde erzählt und Sibylle uns durch ihn bitten lassen, wir möchten einer ihrer Verwandten den Aufenthalt auf der Insel erlauben. Wir achteten nicht weiter darauf, um so weniger, da das Mädchen still und eingezogen lebte, kaum aus dem Walde einmal in das Dorf ging und bei keiner Festlichkeit zu sehen war, ganz wie Sibylle. An dem Tage nun, ich sah das Mädchen zum ersten mal, reizte mich die Neugierde, ihr Benehmen — rathen Sie, Herr Pfarrer, was Sibylle gethan!"

Nachdenklich wiegte der Pfarrer den Kopf hin und

her, Martha aber rief bewegt: „Julian! Ist die Fremde, ist sie meines Vaters Kind?“

„Dies war nach Allem, was uns Galor über Sibylle mitgetheilt, auch mein erster Gedanke,“ erzählte Julian. „Beruhige Dich, es ist nichts von alledem. Gerade am Weihnachtstage hatte das Mädchen bei Sibyllenruh die Eisenbahn verlassen und wollte durch den Wald nach Andlau. Sie kam aus der Hauptstadt; welche Gründe, Absichten sie hierher trieben, gestand sie nicht und ich mochte sie nicht dazu zwingen, beinah errieth ich es auch, daß sie Berthold's wegen gekommen —“

„Oh!“ sagte Martha mit ärgerlichem Ausruf dazwischen. „Das gefällt mir nicht.“

„Einsam war sie durch den Wald geirrt, den Weg hatte sie nicht gefunden, zum Theil war er verschneit und die Zeichen, die ihr einer der Bahnwächter angegeben, nicht von einem Mädchen zu erkennen, das wohl noch nie einen Wald betreten. Die Stunden vergingen, es ward dunkler, Wind und Schneetreiben stellte sich ein; ungehört verhallten ihre Rufe in der weiten, für sie pfadlosen Einöde. Zu ihrer Ermüdung gesellte sich die Qual des Verlassenseins, Reue über ihren thörichten, in Leidenschaft gewagten Schritt, Furcht vor der ungewissen Zukunft — verzweifelnd sank sie am Gestade des See's nieder. Stärker fiel der Schnee, aber sie

hatte keine Kraft mehr aufzustehen und sich weiter zu schleppen. Rettungslos wäre sie dort der Kälte und dem Wetter erlegen, an jenem Abend ging Niemand den Weg, wir waren alle um unsern Christbaum im Schulhause versammelt. Das Haupt an einen Baum stützend, in ihrem Mantel lag das unglückliche Mädchen, im schrecklichen Halbschlummer, in dem traumhaften Verschwimmen aller Vorstellungen, da riß sie Sibyllen's rauhe Berührung empor. Sie war von der Insel gekommen, im Walde Holz zu sammeln, und kehrte zurück, in der unfreundlichsten Stimmung. Dennoch erbarmte sie sich der Armen, sie hieß sie in ihren Kahn steigen, erwärmte, nährte sie in ihrem Hause und als sie erfuhr, daß Clotilde mittellos sei, auf gut Glück ihre abenteuerliche Fahrt unternommen habe und nun nicht wisse, was sie in der Fremde beginnen solle, sagte sie: bleibe bei mir, schlag' ein; was ich habe, will ich mit Dir theilen, Feuer, Nahrung, ein Obdach, viel reden werden wir nicht mit einander — das braucht es auch nicht, Dir wird die Einsamkeit wohlthun, mir ist sie ein Bedürfniß. Seitdem weilt Clotilde auf der Insel und hat es noch nicht bereut, mit der „*boshaften*“ Sibylle zusammen zu wohnen.“

„Eine Zigeunerin!“ sagte Martha ein wenig scharf.

„Sie muß wohl die Hand segnen, die sich ihrer annimmt — und wenn sie gar Berthold liebt ...“

„Das ist eine Vermuthung, nichts Bestimmtes und Du würdest von Clotilden freundlicher denken, wenn Du sie gesehen,“ erwiederte Julian. „Doch was sagt unser Pfarrer zu Sibyllens Handlung?“

„Daß sie mir merkwürdig und unerwartet ist, Herr Felsberg. Allein nicht zu blind dem Schein trauen! Der Glanz, den die gute That, wie Shakspeare sagt, in die arge Welt wirft, verdoppelt sie selbst und läßt sie äußerlich herrlicher schimmern, als sie ihrem inneren Werthe nach ist.“

Ehe Julian antwortete, rief Martha, die in den Garten hinabgeschaut: „Da kömmt Bruno Galor zu uns herauf, wohl um Abschied zu nehmen ...“

Damit brach für diesmal die Unterredung ab.

II.

Bruno Galor wollte Andlau verlassen..

Das erste Entzücken, das er bei dem Wiedersehen des Schlosses, des Waldes, in dem Erwachen so vieler, eng mit ihnen verknüpften Erinnerungen, in dem Kreise seiner Freunde empfunden, hatte nicht dauernd ausgehalten. Die Ueberreizung seiner Gefühle strafte sich bald. Unter den Freunden suchte er gerade die liebsten umsonst; der war außer Landes gegangen, den deckte das Grab, Andere hatten im Drang der Geschäfte die alten Geschichten vergessen und entsannen sich seiner kaum. So herzlich ihm Julian begegnete, es war doch nicht der Ton des Lagerlebens, und Martha konnte trotz seiner Anhänglichkeit und Treue die Scheu nicht überwinden, die er ihr einflößte... wie hoch er seine Unschuld betheuern mochte, das Dunkel, das Margaretha's Tod verhüllte, rief den Argwohn gegen ihn immer auf's Neue hervor. Das arbeitsam-stille Treiben im Thal sagte überhaupt dem unstäten Manne nicht zu. Zu

sehr war er in zwanzigjährigen Wanderfahrten an den Wechsel der Beschäftigung, der Gegenden und Menschen gewöhnt worden, weit umher verschlagen hatte er mancherlei Geschicklichkeiten und Kenntnisse erworben, in London und Paris als Zimmermann gearbeitet, in der französischen Fremdenlegion sich bis zum Unteroffizier emporgeschwungen und in Texas als Pionier mit Mexikanern und Rothhäuten sich geschlagen... eine jener abenteuerdurstigen, unruhigen Naturen, die, wenn sie einmal durch ihre Schuld oder die Verwickelungen des Zufalls aus stetigen und festen Verhältnissen gerissen sind, nie mehr sichern Halt gewinnen und hin und her irrend meist auf der Landstraße oder unter besserm Stern auf einem Schlachtfeld sterben, die Waffe im Arm, wie es solch' letzten Rittern geziemt. Im Winter und Frühling hatte er wacker mitgeholfen in Andlau „alten Schutt wegzuräumen“ und seine Freude an Julian's Plänen gehabt, sie mahnten ihn an „edlere Menschen,“ an jene socialistischen Verbrüderungen und Träume in Paris, die nun auch als eitel Spreu verflogen seien... als aber aus der Unordnung sich allmählig eine bestimmte Ordnung entwickelte, in die von so großen Aenderungen bewegten Gemüther wieder Ruhe einkehrte, ward es ihm unheimlich im Thale. Während ihn sein friedloser, kriegerischer Sinn forttrieb, fesselte

ihn Neigung und Dankbarkeit an Julian. Eine Weile kämpfte er still in sich, aber die Lust nach der Ferne, den Zerstreuungen der Hauptstädte reizte mehr und mehr, eines Abends sagte er zu Berthold, er müsse von hinnen, am liebsten gleich in dieser Nacht, damit er nicht vor Julian zu stammeln brauche, wenn er Lebewohl sage. Damals gelang es Berthold, seine Flucht zu hindern und ihn zu besänftigen. Indessen hatte Julian Galor's schweigsames, mürrisches Wesen selbst wahrgenommen, er ahnte, was ihn quäle, und überraschte ihn mit dem Auftrag nach der Hauptstadt zu reisen und den dortigen Palast der Andlau's unter seiner Aufsicht in Stand setzen zu lassen, Martha und er gedächten den nächsten Winter in der Stadt zu wohnen. Stumm drückte Galor des Freundes Hand: er hatte ihn verstanden.

Zu dieser Reise war er jetzt gerüstet und eilte pfeifend den Schloßberg hinunter der Dorfschenke zu, in der er noch ein letztes Glas trinken und Berthold erwarten wollte; Jedem der Theilnehmer an der „sonntäglichen Kegelpartie“ mußte noch die Hand geschüttelt und ihrem Stifter, dem „gnädigen Herrn von Damitz“ der Abschiedskuß gegeben werden.

Der „gnädige Herr von Damitz“ stand schon unter der Thür des Wirthshauses, vergnügt rieb er sich die

Hände und sagte mit unendlichem Behagen vor sich hin: „Damitzchen, Damitzchen, du hast zehn Silbergroschen gewonnen, du bist doch ein feiner Spieler!“ Es war aber Damitz zugleich der pfiffigste und närrischste Kopf im ganzen Dorfe, seines Zeichens ein Schreiner, der vom Vater früh in die Lehre gegeben, da ein jüngerer Bruder den Hof erben sollte, in seinem Handwerk und auf der Wanderschaft „allerlei Künste und noch Einiges über Fürsten und Republiken,“ nach seiner Versicherung gelernt hatte. Wider Erwarten starb der Bruder vor ihm, er erhielt den Hof. Die Verwaltung desselben, alle bäuerlichen Geschäfte überließ er seiner Frau, er blieb bei seinem Handwerk und seinen Schnurren. Dazu gehörte, daß er jedem Fremden und neuen Ankömmling seine Verwandtschaft mit der adligen Familie von Damitz auseinandersetzte und wenn er in der Schenke seine Abenteuer erzählte, von sich selbst nie anders als von „dem gnädigen Herrn von Damitz“ mit gebührender Hochachtung sprach. Bei seiner Eulenspiegelnatur war es zweifelhaft, ob er dies mehr im Scherz oder im Ernste meinte. Ohne ihn gab es kein Fest, keine fröhliche Gesellschaft im Dorfe . . . Jetzt trat er Arm in Arm mit Galor zu den andern Bauern, die noch an der Kegelbahn standen . . .

Abschiedsreden, Abschiedsworte — der „gnädige Herr

von Damitz" deutete dunkel an, er würde vielleicht im Winter seine alten Freunde in der Hauptstadt heimsuchen und Galor alle Plätze zeigen, die „der Herr von Damitz" mit seiner Gegenwart beehrt ... Berthold's Ankunft hemmte seine Beredtsamkeit ... noch ein Handschlag, noch ein letzter Trunk ...

Nur von Berthold begleitet, eilte Galor durch den Wald dem nächsten Haltepunkt der Eisenbahn zu, Golderz genannt, obwohl er fast dreiviertel Stunden von dem Städtchen lag. Wichtiges zu besprechen hatten die Männer nicht, Briefe und Grüße an seine Aeltern und Bekannte, ein Geschenk für die Mutter gab Berthold dem Freunde noch mit. Von Diana mit ihm zu reden, hütete er sich; denn Galor hatte, sobald ihrer erwähnt wurde, das Gespräch kurz abgebrochen, er mochte nun den leichten Ton bereuen, in dem er am Schildhorn sich über sie geäußert, oder von einem geheimeren Grunde zur Zurückhaltung bestimmt werden. Auch Berthold wußte nichts von ihr, auf all' seine Briefe empfing er nur einmal eine flüchtige Zeile des Dankes, ohne zu ahnen, daß sie von ihrer Kammerfrau geschrieben sei. Allein sie war seit wenigen Tagen in Golderz, eine Begegnung mit ihr möglich. Darum kam ihm die Abreise Galor's gelegen, sie befreite ihn von einer für seine Absichten lästigen Freundschaft.

„Eins hab' ich noch auf dem Herzen," sagte Bruno; „sei offen — was suchst Du bei Sibyllen?"

„Bei der, was fällt Dir ein?"

„Ich hab' Dich zweimal mit ihr in der Haide gesehen; nimm Dich vor dieser alten Hexe in Acht, es ist noch Keiner glücklich geworden, der ihr vertraut."

„Ich begreife Dich nicht; theilst auch Du das Vorurtheil der Bauern?"

„Ich hab's leider an mir erfahren. Du wirst über mich lachen, aber es ist so, ehe die Sibylle nicht todt ist, kehr' ich nicht wieder nach Andlau heim."

„Hm, da ist sie ja stärker wie des Teufels Großmutter, sie jagt Dich in die Flucht. Für mich sorge nicht, ich habe nichts mit ihr zu schaffen, war nur neugierig, sie in der Nähe zu sehen — und bedenke doch, sie ist eine einsame, kranke Frau!"

„Kranke Frau! Sie wird bald genug die Kralle vorstrecken — gewarnt bist Du!"

Damit schieden sie.

Der Mond leuchtete, als Berthold den Rückweg antrat, den Kopf voll Gedanken an Diana. Dies Gefühl Liebe zu nennen scheute er sich, es war zu viel Ehrfurcht und dies gestand er sich freilich nicht, zu viel Berechnung darin. Julian's Beispiel diente seinen Hoff=

nungen als Anhalt, auch der hatte durch die Heirath mit einer reichen und vornehmen Frau seine jetzige Stellung erworben, wenn er geschickt war, winkte ihm in Diana's Hand dasselbe glänzende Loos. Nur zwei konnten seine Pläne durchkreuzen, Herr Arthur Eppstein, der wohl auch „Absichten auf Fräulein Felsberg hätte," und Clotilde; andere Gegner glaubte er nicht fürchten zu brauchen. Was den ersten betraf, so lebte er zur Zeit „wie in der Schwebe" beständig auf der Eisenbahn zwischen der Hauptstadt und Golderz, er ließ dem Nebenbuhler das Feld frei. Die größte Gefahr drohte von Clotilden. Julian hatte davon gesprochen, daß die Prinzessin in den nächsten Tagen Andlau besuchen wolle und daß man ihre Freundlichkeit mit würdigem Empfange erwiedern müsse. In welch' tiefer Abgeschlossenheit auch die beiden Bewohnerinnen der Insel lebten, dies Schauspiel, meinte Berthold, würde sie aus ihrer Einsiedelei locken, dann war es nicht zu verhindern, daß Diana Clotilde erkannte. Seine Eitelkeit hatte ihm längst zugeraunt: Diana liebt dich ... und da sollte sie in seiner Nähe seine „ehemalige Geliebte" finden? In keinem ungünstigeren Lichte konnte er ihr erscheinen. Je sorglicher und ängstlicher er sich die Folgen dieses Zusammentreffens ausmalte, desto verlegener machten sie ihn.

Wenn man Clotilde entfernen könnte? Am besten

ganz, zur Noth wenigstens während des Besuchs der Prinzessin ...

„Wer nicht wagt, nicht gewinnt“ — ehe er recht zur Entscheidung gekommen, befand er sich schon auf dem Wege nach dem Jägerhause. Konrad, der Förster, seine Frau und sein Kind waren die Einzigen, mit denen Clotilde verkehrte, sie vermittelten gleichsam den letzten schwachen Zusammenhang zwischen der Insel und der übrigen Welt.

Arme, traurige, bei allen Schwächen liebenswerthe Clotilde — wohin bist du verschlagen? Wohin sind deine seidenen Kleider, Ohrgehänge und goldenen Armspangen, der Duft und die Fülle, die dein Gemach im Erkerhause zum Putztisch der Venus machten? Nicht durch prächtige Säle schweift dein Blick, durch Walddüster allein, nicht auf strahlender, geschmückter Gesellschaft ruht er aus, nur auf dem schwarzen Kleide und der schwarzen Haube Sibyllen's. Wie bist du weit ab von dem fröhlichen Genießen, für das du geboren wurdest, dem anmuthigen Vergeuden von Leben, Geld und Zeit! In harter Knechtschaft gebunden, in strenger Arbeit ... rauh und braun ist deine weiße Hand geworden. Und warum das Alles? Um der Liebe willen ... Arme Clotilde!

Damals hatte sie Berthold kein untrüglicheres Zeichen

ihrer Neigung zu geben vermocht, als die Flucht von Arthur. Wenn sie ihr Schicksal freiwillig in seine Hand lege, wähnte sie durch ihren muthigen Entschluß seine Achtung, durch ihr hingebendes Vertrauen seine Liebe wieder zu gewinnen. Wohl verdüstert sei deren Flamme, nicht ausgelöscht. Berthold aber sann nur darauf, diese „Last“ von sich abzuschütteln, heimlich reiste er nach Andlau. Sie ihm nach — besinnungslos, in jenem Rausch der Leidenschaft, der bald eine herrliche, bald eine entsetzliche That hervorbringt und unsere Unterscheidungen von Tugend und Laster in ihrer Nichtigkeit aufzeigt. Ihm wollte sie folgen, um ihn wollte sie sein, in dieser einen Vorstellung waren ihr alle andern untergegangen. Arm und bloß hatte sie das Erkerhaus betreten, so verließ sie es — mit dem Erwachen eines edleren Gefühls läuterte sich ihr ganzes Wesen, sie hätte die Kette Arthur's nicht länger um ihren Hals dulden können. Kaum hatte sie in der Zeit vor Berthold's Abreise durch angestrengte Arbeit das Geld erworben, die kostspielige Fahrt nach Andlau zu bezahlen. Mittellos kam sie dort an, noch war ihre Kraft ungebrochen; doch zu heftig schüttelte sie dann das Schicksal . . . Als ihr auf der Insel, in Sibyllens kahler Kammer die Wirklichkeit in unfreundlichster Gestalt entgegenstarrte und die wiederkehrende Besinnung

ihre rasche Handlung nach einander jedes Schleiers entkleidete, weinte sie — Thränen des Schmerzes, Thränen der Reue. Aber der Faden war ihrer Hand entglitten, sie konnte ihn nicht wieder ergreifen und fügte sich in Sibyllens Vorschlag. Freudige Tage hatte sie nicht auf der Insel, eintönige, immer sich gleiche; wortkarg blieb Sibylle, mühsam die Arbeit. Und doch regte sich kein Verlangen in ihr, über die Grenze ihrer Waldeinsamkeit hinauszuschweifen, in begreiflicher Scheu vor neugierigen Fragen mied sie Dorf und Schloß — auf einem Bilde, in wildester Einöde, hatte sie vor einer Felshöhle eine büßende Magdalena, den Kopf auf den Arm gestützt, in einem Buche lesend gesehen ... so erschien sie sich selbst jetzt.

Wie so golden hatte in ihren Träumen das Wiedersehen Berthold's gestanden — welche Verlegenheit, als sie sich nun wirklich begegneten! Eines Wintermorgens, unter bereiften Bäumen, schimmernd, glitzernd der Wald, aber von einer Pracht, die uns kalt anweht, daß man mitten in ihr freudig das braungrüne fahle Moos begrüßt, das hier und dort in den Erdritzen vor der Schneedecke bewahrt blieb ... beide raschen Ganges, frierend, dicht vor einander aufschreckend ... sie getraute sich nicht ihr Auge mit der erstarrenden Thräne an der Wimper zu ihm zu erheben, er sah hochmüthig über sie

hin, als wollte er sagen: was führt dich denn hierher? So geh' doch aus meinem Wege.

Das war ihr erstes und letztes Zusammentreffen gewesen.

Aber da stand er vor dem Jägerhause, gerade als sie aus der Thüre trat. War er ihretwegen gekommen?

„Guten Abend, Herr Konrad," sagte er zum Förster. „Galor läßt Euch grüßen, der ist auf und davon. Schönes Wetter für die Reise!"

Während die Männer plaudern, hat Clotilde noch dem kleinen Konrad einen Kuß gegeben und will davon...

„Wenn's Euch recht ist, Tilde" — so hat sich ihr Name im Walde verkürzt — wendet Berthold ein, „begleite ich Euch an den See, es geht sich besser zu Zweien, als allein. Gute Nacht, ihr Andern!"

„Gute Nacht!"

Nichts Süßeres, Heimlicheres als ein Gang durch die Haide, im Mondschein, sommernächtlich, unter ruhenden Wipfeln, mit der Geliebten Hand in Hand — viel wird nicht geredet, das Herz ist still... jetzt drückt man stärker ihren Arm an seine Brust, jetzt biegt man leise einen Zweig zurück, der ihre Stirn streifen könnte... über den weiten grünen Rasenplatz hüpfen wunderliche Schatten, sich verschlingend, sich lösend, ein Tanzgewoge — „das sind die Elfen!" flüstert man ihr

in's Ohr ... da hat sie im Mondlicht eine blaue Blume erblickt, dicht am Rande des Feenkreises, sie pflückt sie mit schüchterner Hand: „Zum Angedenken!“ Und nach Jahren spielt dir der Zufall unter alten Briefen und Liebesspielereien die Haideblume wieder in die Hand ... „Ach! der Wald, die Sommernacht!“ und du schließest sie, wenn sie jetzt neben dir weilt, stumm in die Arme, oder du denkst ihrer, wenn auch Alles zwischen euch vorbei und die Madonna „ein alltäglich Wesen“ geworden.

Anders gesinnt schritten Berthold und Clotilde dahin. Wenn auch in ihrer Seele ähnliche Gefühle im schwächsten Ausklang tönen mochten, die seine theilte sie nicht; die Rücksichtslosigkeit seines Ehrgeizes erstickte sie.

Einen Büchsenschuß waren sie vom Jägerhause entfernt, ehe er anhub: „Ich hätte ein Recht Dir Vorwürfe zu machen, Clotilde, nicht zu meinem, zu Deinem Besten, als Dein guter Freund. Was willst Du hier? Warum bist Du gekommen?“

Nicht einmal das wußte er oder wollte es nicht wissen!

„Und welch' Leben führst Du hier,“ redete er fort. „Auf der elenden Insel, bei einer übel berufenen Frau!“

„Du nimmst ja plötzlich großen Antheil an mir,“ entgegnete sie, die Bitterkeit ihrer Empfindung schwoll

über ihr stolzes Schweigen. „Womit verdiene ich diese Aufmerksamkeit? Vor sechs Monaten, als ich ankam, hättest Du mir Deine guten Rathschläge ertheilen sollen, da durfte ich sie von einem erwarten, der sich meinen Freund nennt."

„Das bin ich, trotz Deiner Heftigkeit. Aber ich muß es in meiner Weise sein können. Vor sechs Monaten! Wie konnte ich da in Andlau meine Freunde unterstützen? War ich nicht so jung und neu auf diesem Boden wie Du? Eins wirst Du mir noch zugeben, Freude bereitete mir Deine Ankunft nicht."

„Ich glaub's, welcher Verräther sähe die Verrathenen gern?"

„Wenn Du diesen Ton anschlägst," versetzte er hart, „mag ich Dir nicht antworten. Ich will nicht an unser früheres Verhältniß erinnert werden, wenn ich Dir helfen soll."

„Ich verlange ja Deine Hülfe nicht."

„Aber Du brauchst sie. Du kannst doch nicht ewig auf der Insel stillsitzen, dort alt und grau werden und vertrocknen, wie Sibylle! Auch würde es einen herrlichen Tanz geben, wenn es der Baronin einmal gefiele, Euch heimzusuchen."

„Was kümmert mich die Baronin, thu' ich denn Böses?"

„Du bist auf ihren Gütern und das Recht wirst Du ihr doch nicht bestreiten, Dich fortzuweisen. Und Sibylle, Deine Beschützerin! Mit goldenen Buchstaben ist die im Schlosse nicht angeschrieben."

„Nun — was soll ich dazu thun?"

„Von hier gehen," sagte er schnell. „Nach der Hauptstadt zurück, wohin Du gehörst! Welch' dummes Buch hat Dir nur den Gedanken in den Kopf gesetzt, Dich in die Berge zu vergraben."

„Kein Buch, Treuloser," rief sie zitternd, „Du allein! Verstelle und verstecke Dich doch nicht, Du mußt es ja wissen, welcher Magnet mich hierher gezogen. In eine Wildniß, aber zu Dir! Mir schien es so süß, dieselbe Luft mit Dir zu athmen, das Dach zu sehen, unter dem Du schläfst. Um Dich habe ich meine Freunde geflohen, meinen Reichthum nichts geachtet, bin ich eine Bettlerin geworden! So lohnst Du nun meine Hingebung. Die Schuld, die ich wider Dich begangen, hab' ich sie nicht gebüßt? Noch nicht genug gelitten? Du liebtest mich einst und versprachst mir hoch und theuer, mich nie zu lassen ... Jetzt, wo ich nichts von Dir fordere, nur in Deiner Nähe sein will, verstößt mich Deine Hand. Ist denn jeder Funke der Liebe in Dir erstorben oder fehlt mir nur die Kraft, ihn wieder zu entfachen?"

„Laß es gut sein — todte Kohlen!"

„Und ich liebe Dich noch!"

In unbezwinglicher Leidenschaft warf sie sich an seinen Hals und bedeckte sein Gesicht mit wilden Küssen. Nur rührte sie ihn nicht, sondern erbitterte ihn durch ihre Liebkosungen — „sie sind käuflich," dachte er bei sich und drängte sie von sich.

„Beruhige Dich," sagte er kühl, „ich bin nicht Arthur Eppstein."

Zornig stampfte sie mit dem Fuß auf die Erde: „Und ich nicht Diana!"

„Du sagst es und weil wir so gar nicht mehr zu einander stimmen, können wir desto vernünftiger von Deiner Zukunft reden. Geh' von hinnen, ich liebe Dich nicht, was hängst Du Dich an meine Fersen? Macht es Dich glücklich, einem Mann zu begegnen, der . . ."

„Der mich verschmäht," fiel sie ein, als er stockend innehielt. „Nein!"

„So folge meinem Rathe. Ich will Dir einen Brief an Galor schreiben, der wird für Dich sorgen. Bedarfst Du Geld, ich hab's . . ." Die Beschützerrolle, die er annahm und in der er sich wie in einem Sonntagsanzuge wohlgefiel, gab ihm einen prahlerischen Anhauch — „auf meine Bitte wird Dich die Baronin empfehlen."

„Hör' auf," und hochmüthig warf sie ihren Kopf in die Höhe, „ich von Dir Empfehlungen annehmen? Geld? Wenn ich nur wollte, führe ich in acht Tagen im sammtnen Wagen. Um Deine Liebe bat ich, darum demüthigte ich mich, was liegt mir an Deinem Rath? Deinem Schutz? Ich habe sie so lange entbehrt und werde sie ferner entbehren können."

„Wie Du meinst — nur bleibe dem Schlosse fern, sonst möchtest Du sehr unsanft aus Deiner Waldidylle gestört werden."

Jedes seiner Worte kühlte wie ein herabfallender Eistropfen ihre Leidenschaft . . .

„Lebwohl! Mit meinem Willen sehen wir uns nicht wieder. Da" — trotzig blies sie über die geballte Hand hin — „fort den Staub und so die Asche meiner Liebe!"

Hastig drängte sie sich durch das Gebüsch auf einen der vielen Seitenpfade, die von der breiten Straße her sich zum Teich schlängelten . . . die Zähne zusammenbeißend, vor Zorn konnte sie nicht weinen.

Langsamer ging Berthold seinen Weg, unzufrieden, daß seine Einschüchterung ihm nicht nach Wunsch gelungen, aber doch wieder mit der Ueberzeugung sich tröstend: es ist aus zwischen mir und ihr, ich hab' nichts von ihr zu besorgen.

An der Stelle, wo er jetzt war, liefen Garten und Wald fast in einander, nur ein Gitterwerk trennte sie, zu der Thür darin besaß er den Schlüssel. Wie gesagt, war dieser Theil der Haide erst vor Kurzem zu dem Gebiet des Gartens gezogen worden, und die Arbeiten, die hier vollführt wurden, die Errichtung des Hauses auf dem Felshügel, standen unter der Oberleitung und Aufsicht Berthold's. Noch bot das Ganze den Anblick des Wüsten und Unfertigen ... Mauergeräthe, Steine, Erdhaufen lagen umher, da hindurch wand sich Berthold der breiten Fichtenallee zu, die im Halbkreis um den Garten bis an den äußersten westlichen Flügel des Schlosses sich zog.

Oben in den Zweigen spielte das Mondlicht. In seinem dämmernden Schein glaubte er in einiger Entfernung eine dunkle Gestalt wandeln zu sehen. Sie schritt näher, doch schien sie ihn, den Blick am Boden, nicht gewahr zu werden — erst wollte er sie anrufen, dann hielt er es für gerathener, sie schweigend zu erwarten. Der mächtige Stamm und die niederhängenden Aeste einer Fichte verbargen ihn ...

Da kam sie vorüber ...

Gewaltsam mußte er an sich halten, es war die Baronin.

Er hatte von Nachtwandlerinnen gehört, gelesen —

er sah ihr nach, als müsse sich etwas Außerordentliches vor seinen Augen zutragen . . .

Doch geschah nichts, bis an den Hügel war Martha gegangen, ruhig kehrte sie nun zurück — sie sprach nicht, sie seufzte nicht. Es war wohl nur ein Spaziergang zur ungewöhnlichen Stunde, Unruhe, die uns oft beim Beginn der Nacht überfällt, hatte sie in's Freie getrieben . . .

Viel zu einfach dünkte diese Erklärung Berthold's erregter Einbildung, auch für ihn lag fortan ein Geheimniß um Martha.

III.

Mit einer ihrer Damen und Herrn Franziscus von Waldheim war die Prinzessin Anna in Andlau eingetroffen.

Es hatte nämlich kurz vor ihrer Abreise nach Frankreich ihr früherer Kammerherr, aus Gesundheitsrücksichten, um seine Entlassung gebeten, sie empfangen und Herr Franziscus nach einigen Unterhandlungen eingewilligt, diese Stellung im Hofhalt der Prinzessin anzunehmen. Mit einigem Erstaunen war sein Schritt betrachtet, in wunderlichen Gerüchten ausgelegt worden. Man wunderte sich, daß der unabhängige Sinn des Barons nicht vor dem Joch der Frauenlaune, den Ränken und Listen eines kleinen Hofstaats zurückgeschreckt sei; in Folge mancher Mißhelligkeiten mit seinem Obersten hatte er vormals seinen Abschied aus dem Officiercorps genommen und wollte sich jetzt einer viel härteren Last unterziehen. Da mußten die wohl Recht haben, denen die Wände ihre Geheimnisse vertraut: daß die Frau Prinzessin

„katholische Sympathieen“ hege und sich von Herrn Franziscus, einem eifrigen Römling, bekehren lassen wolle, worüber denn die Freigeistigen lächelten: der Glaube werde diesmal wie so häufig der Deckmantel einer Liebesgeschichte sein. Und zu läugnen war der Schein für diese letzte Ansicht nicht. In alle Handlungen des Barons mischte sich ein gewisser schwärmerischer Zug, er verlieh dem Dienst und der Huldigung, die er der Fürstin widmete, eine ritterliche poetische Weihe, in der kalte und blasirte Höflinge nur den Trug des Ehrgeizes sahen, unter der Maske der Leidenschaft die Gunst der Prinzessin zu erobern; die edler gedeutet als ein Eingeständniß seiner Liebe gelten konnte. Immer wäre es für Herrn Franziscus selbst eine schwere Aufgabe gewesen, sein Verhältniß zur Prinzessin klar darzustellen. Es gab oder es hatte doch Stunden gegeben, wo er ein wärmeres Gefühl für sie empfand, wo die stattliche und in gewähltem Schmuck noch schöne Frau ihn zu unbedachten Aeußerungen des Entzückens hingerissen. Hinneigung zum Katholicismus führte sie ihm dann näher, der Gedanke entstand und wuchs in ihm, sie für eine Kirche zu gewinnen, der er die „Rettung seiner Seele“ verdankte, er hatte den Eifer der Neubekehrten. Bei dem Grafen Lothar waren seine Bemühungen gescheitert, der Zweifel und jene ruhige Melancholie der Ergebung

in das Unabänderliche wandten diesen bald von „der römischen Magie“ ab; die Sündenvergebung, die Gnadenmittel der Kirche, die Franziscus als stärksten Beweis ihrer Göttlichkeit hervorhob, nannte Lothar vergrabene Schätze, sie nützten Keinem, sie beschäftigten nur die Phantasie der Thoren und beschwichtigten die Gewissensqualen verbrecherischer Menschen, gerade wie Opium, die Dosis müsse immer stärker werden, um Wirkung hervorzubringen. Darüber hatten sich die Männer, fast in Feindschaft, getrennt. Das Mißlingen seiner Bekehrung reizte nun Franziscus, sie unter günstigeren Umständen, mit einer Seele von schwächerem Stoff zu wagen. Dies zumeist bewog ihn, die angetragene Stellung nicht auszuschlagen, er reiste mit der Fürstin nach Frankreich. Eine anregende, unterhaltende Reise, beide waren von einander befriedigt, die Prinzessin fühlte sich durch eine Huldigung, die nur ihrer Persönlichkeit, nicht ihrem Range dargebracht ward, geschmeichelt, Franziscus von ihrer Huld wohlthuend berührt. Zu Paris aber führte der Zufall Diana wieder mit der Fürstin zusammen; die Bekanntschaft, die sie flüchtig vor einigen Monaten in der norddeutschen Hauptstadt gemacht, wurde erneuert, fester geknüpft; schon besaß Diana einen weitverbreiteten Namen, der Kaiser wie die Kaiserin zeichneten sie bei den Hofconcerten in den Tuilerien aus. Nach Been-

digung ihrer Concerte hatte Diana beschlossen, im Mai eine Fahrt durch Südfrankreich und die Provence zu unternehmen, ihr zur Liebe änderte die Prinzessin ihren Reiseplan und entschied sich ebenfalls für eine Frühlingswanderung durch die Provence. Seitdem waren die beiden Frauen unzertrennlich gewesen.

Für Herrn Franziscus entsprang aus dieser Freundschaft eine lange Reihe von Verwickelungen und Kämpfen. Der Einfluß, den Diana über die Prinzeß erlangte, schien ihm noch das kleinste Uebel; schlimmer war es, daß auch er ihrem Zauber unterlag und sie zu lieben begann — wie es in seiner Furcht vor einem äußersten Wurf, ehe er sich des Gewinns sicher wähnte und in der ihm eingeborenen Unaufrichtigkeit lag, wortlos, verschlossen, zwiespältig, im Schwanken zwischen Glauben und Liebe, Diana und der Fürstin ...

Julian und Martha hatten Diana erwartet und zeigten sich über ihr Nichterscheinen befremdet. Sie sei mit ihnen abgefahren, erzählte die Fürstin, wäre aber am Fuß von Sibyllenruh bei der Niederfahrt von einem Berge von einem heftigen Schwindel erfaßt worden und in der Villa abgestiegen, wenn sie sich erhole, habe sie versprochen nachzukommen. Den wahren Grund von Diana's Entfernung hätte man richtiger in ihrer Feindschaft gegen Martha gesucht; am Eingang des Thals

beklemmte die Luft wie mit erstickendem Hauch ihre Brust, sie blieb zurück, in diesen Augenblicken hätte sie Martha's Haus nicht betreten können.

Alle bedauerten den Unfall, wenn auch Martha leise auf Diana's Launenhaftigkeit hindeutete. Die Prinzessin vertheidigte ihre Freundin; Menschen, die streng nach der Regel lebten, brächten in ihren Umgang eine eintönige Gleichmäßigkeit mit, deren der Andere leicht überdrüssig würde; künstlerische Naturen bewahrten dagegen in ihrer raschen und oft unberechenbaren Handlungsweise ein frisches, anregendes Element, sie glichen sprudelnden Quellen, die in ihrem wilden Lauf, ihren Felsensprüngen und Wasserfällen nur die Kraft und Fülle ihrer Jugend bewiesen. Sie bewundere nicht allein Diana's kunstreiches Spiel auf dem Klavier, viel mehr noch das Melodische ihres Wesens — sie schloß mit einem Lobspruch auf die Kunst und das freie, anmuthige Leben der Künstler.

Früher würde Julian unbedingt in ihre schöne Begeisterung eingestimmt haben, jetzt schien er geneigt, der praktischen Thätigkeit des Menschen, den Arbeiten zum Nutzen und zur Behaglichkeit des Daseins, wenn nicht den Vorzug, doch einen gleichen Werth auf der Stufenleiter menschlicher Bestrebungen zuzuerkennen. Zwar sei die Bildung der Seele, die Erziehung zur Schönheit

in jedem Fall ein wünschenswertheres Gut, als Wohlleben, allein im Großen und Ganzen könne sie nur auf dem Unterbau des materiellen Glücks gedeihen; erst nach der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse sehne man sich nach dem Genuß der Kunst. In der bestehenden Einrichtung der Gesellschaft gehörten Rafael's Madonnen, Goethe's Schöpfungen wie Beethoven's Symphonieen der geringsten Zahl zu eigen, die Masse des Volkes empfinde es in der drängenden Noth des Tages kaum, daß sich ihr das Verständniß des Schönen entziehe, daß sie gleichsam auf ewig vom Geisterreich ausgeschlossen sei. Darum wolle er dem idealen Treiben und Schaffen der Künstler als gleichberechtigt die große wie die kleine Arbeit des Mannes im Staat wie in der Werkstatt zur Seite stellen. Ein schärferer Beobachter, als die Prinzessin war, hätte aus seinen Worten es bei alledem wie Sehnsucht und Klage klingen hören, daß für ihn „das holde romantische Land" für immer entschwunden sei, daß ihn eine strengere Pflicht halb wider seinen Willen fessle.

Diese Reden leiteten den Wunsch der Prinzessin ein, die neuen Einrichtungen in Andlau in Augenschein zu nehmen, sie besuchte die Schule, das Dorf, die Ansiedlungen auf der Oede; in guter Stimmung hatte sie eine liebenswürdige Weise sich gehen zu lassen, die ihr die

Herzen der unter ihr Stehenden gewann. So auch heute, sie redete mit den Knaben und Mädchen, beschenkte alle mit Kleinigkeiten, die sie vom Jahrmarkt aus Golderz mitgebracht, und erheiterte sogar den freudlosen Pfarrer durch ihren Versuch, den eigenthümlichen Dialekt der Provinz zu radebrechen.

Für den Nachmittag hatte man einen Gang durch den Garten und im Fall das Wetter schön und wolkenlos bliebe, einen Ritt durch den Wald in Vorschlag gebracht.

In beiden war Berthold ein Ehrenplatz angewiesen.

Der Gedanke, zum ersten Mal in seinem Leben und vielleicht nie wieder, mit einer Prinzessin zu verkehren, ihren Fragen zu antworten, ihr als Führer zu dienen, gab seiner Einbildungskraft wie seiner Thätigkeit Flügel. Die Felspartie des Gartens ganz so herzustellen, wie sie in den Plänen gezeichnet, war nicht möglich gewesen, dafür hatte er dem halbvollendeten Hause auf der Höhe durch Ehrenpforten, Blumenkränze und Laubgewinde, welche die leeren Fensteröffnungen zierlich verkleideten, ein heiteres und malerisches Ansehen verliehen, das schon aus der Ferne lockte und in der Nähe die erweckte Hoffnung eines lieblichen, stillen Asyls nicht betrog. Denn das untere Empfangszimmer war vollständig zur Aufnahme der Gesellschaft hergerichtet,

die noch kahlen Wände, auf denen später Freskomalereien prangen sollten, von hohen Staudengewächsen und Epheulauben, wie hinter dunkelgrünen Schirmen, verborgen. Alles, was diesen Eindruck idyllischer Schöne hätte stören können, das Handwerkzeug, Bausteine, die Schieferplatten für das Dach, ließ Berthold auf der andern Seite des Hügels in ein Tannendickicht schaffen, in dem sie, scheinbar unordentlich zusammengestellt, zu dem Bilde des Ganzen doch noch einen neuen Zug fügten ... so sieht man auf den Gemälden Everdingen's oft über seinen Wasserfällen hochgeschichtetes Bauholz liegen und in der tiefen Ruhe der Landschaft an die nie rastende Arbeit des Menschen erinnern. Um Alle mit seinem wohlgelungenen Werke zu überraschen, hatte Berthold Julian und Martha gebeten, diesen Theil des Gartens bis zur Ankunft der Fürstin zu vermeiden, worin jene gern gewilligt, sie wollten ihm nicht den freudigen Stolz und sich selbst nicht den vollen Genuß an dem schön Erreichten schmälern.

Im Waidmannskleid, das ihm schmuck ansaß, die Büchse über die Schulter am grünen Tragband geworfen, stand er auf der Terrasse und wartete der Herrschaften. Verdroß es ihn auch, daß Fräulein Diana nicht gekommen ... denn wie hätte sie ihn bewundern müssen! so durfte er doch einer Fürstin kein grämliches Gesicht

zeigen, am wenigsten dieser schönen und freundlichen Dame, die mit Martha aus der Glasthür des Saales trat und mit dem Auge ihm fast zulächelnd der Baronin sagte: „Das also ist unser Wegführer und der Zaubermeister in der Wildniß? Nun, mein junger Freund, drei Göttinnen vertrauen sich Ihrem Schutz!“

Mit adligem Anstand neigte sich Berthold, den Hut in der Hand.

Als die Prinzessin die Stufen niederstieg, blickte sie sich noch einmal um, es war zweifelhaft, ob nach ihrer Hofdame, die mit Herrn Franziscus herbeieilte, ob nach dem „schönen“ Berthold . . .

Julian folgte langsamer, in weiterer Entfernung, mit dem Pfarrer, der auf den Wunsch der Prinzessin zur Tafel gezogen war.

Im lebhaften muntern Gespräch wanderten die beiden ersten Paare durch die Alleen . . . zutraulich hatte Anna, wie sie es zu thun pflegte, wenn sie einmal ihre Gemessenheit aufgab, ihre Hand auf Martha's Schulter gelegt: „Wahrlich,“ meinte sie, „wenn ich diese armen, so schmählich zu allerlei Vasen und Pyramiden zugestutzten Bäume betrachte und an gewisse noch ärmere Sterbliche denke, die zuweilen auch so aussehen, so dastehen müssen, möchte ich trotz meiner königlichen Ahnen rufen: es lebe die Freiheit! Sie lieben doch auch die

Freiheit, Herr Berthold?“ wandte sie sich scherzend an diesen, der in bescheidener Ferne von den Damen dicht an den Bäumen dahinschritt.

„Ich liebe sie, gnädige Prinzeß.“

„Das hör' ich gern. Den Männern geziemt das Ungebundene und Kecke, etwas Verwegenheit läßt schön, wer sich stets in die Dinge schickt und ihnen nie trotzt, verlernt mit der Uebung seines Willens die seiner Kraft,“ sagte sie mit einem Seitenblick auf Franziscus.

Herr Franziscus war heute in sich gekehrter als je, er entgegnete nichts auf die halbe Frage, die in der Aeußerung der Prinzessin sich an ihn richtete . . .

Martha aber rief mit begeistertem Ausruf: „O meine Fürstin! Möchte unser Wille immer nach dem Schönen und der Freiheit streben! Welch' eine glanzvolle, unerschöpfliche Fülle von Licht und Farben und Duft um uns, über uns! die Lerchen wiegen sich darin, die Wipfel der Bäume! und selbst die erstarrten Spitzen der Berge erglühen unter dem Liebesfeuer der Natur, als wollten sie ihre Sehnsucht, ihre langgefesselte, zu Schnee und Eis erstarrte Sehnsucht in einem einzigen flammenden Kuß aushauchen. Könnt' auch ich so hinfluthen, hinschweben in das Meer unendlicher fesselloser Schönheit! Aber ach, wir lebensträgen, gedankengequälten Geschöpfe, uns reißt

dieser Jubel nicht hin zu bachantischer Lust. An unser Genießen hängt sich das Denken wie ein niederziehendes Gewicht und mit den goldenen Nadeln unserer Wünsche stecken wir uns nur den schwarzen Schleier der Sorge fest!"

„Dichterin!" küßte sie die Prinzessin auf die Stirn.

„Ja — die Sorge," sagte hinter ihnen Herr Franziscus mit merkwürdig schriller Stimme, daß Berthold sie heimlich „einen Geierpfiff" nannte, „wenn sie nicht durch das Schloß in Faust's Zauberpalast schlüpfte, nicht unsichtbar mit uns ginge, wir hielten uns für Götter, wie die Riesen der Vorwelt. Unser Hochmuth und unsre Laster stiegen in den Himmel. Da ist's gut, daß die Sorge, ein altes Bettlerweib, am Wege sitzt und so lange an unserm Kleide zupft und zerrt, bis es herunter muß und wir in irdischer Blöße und Hinfälligkeit vor dem Ewigen stehen."

Bei seinem ersten Wort hatte die Prinzessin das Gesicht zurückgebogen, sichtlich malte sich jetzt der Unmuth darin, sie ging schneller und murmelte etwas wie „Kapuzinerpredigten" vor sich hin, verständlich nur für Martha, die in demselben Tone flüsterte: „er hätte in Rom bleiben sollen."

Sie waren durch die Fichtenallee in die Nähe des Felsens gekommen. In schroffer Steile erhob er sich

beinahe zweihundert Fuß und die Stufen, die in ihn gehauen waren, machten das Hinaufsteigen nur um geringes leichter. Martha, die sie schon oft beschritten, flog mit ihrem leichten elastischen Tritt voran,' sicher und gewandt — wie die pfeilfrohe Jungfrau, die auf dem Helikon gestanden, bemerkte die Prinzessin, die schwerfälliger und sorglicher jeden Stein prüfend aufwärts stieg. Sie stützte sich dabei auf Berthold's Arm als wäre Herr Franziscus gar nicht mehr in ihrer Nähe, ihres Rufes gewärtig. Solche Auszeichnung war ihm noch nicht zu Theil geworden und er hätte in seinem gesteigerten Selbstgefühl den finstern Blick, mit dem der Baron ihn maß, als er sich an ihm vorbei zur Fürstin drängte, am liebsten mit einem Zucken der Schulter beantwortet, doch eine innere Stimme sagte ihm, daß in der Gesellschaft, in die er getreten, Maßhalten das erste Gebot sei.

Oben, auf dem Gipfel des Hügels, erntete er das Lob Aller. Trefflich hatte er die gute Meinung Julians von seinen Gaben und seiner Tüchtigkeit, die Empfehlung Diana's gerechtfertigt. Durch seinen Kunstsinn waren dem an sich schön gelegenen Orte noch mehr Schönheiten abgewonnen worden, den Plan Julians, hier durch die Kunst zu vollenden, was die Natur ursprünglich gewollt, hatte er bis in die feinste Einzelheit

durchgeführt — ein verständiger, erfindungsreicher Gesell, der den Spuren des Meisters nachgehend dennoch ein Eigenes schafft.

Die Fichten, die früher die ganze Anhöhe bedeckt und jede Aussicht gehindert, waren vor dem Hause niedergeschlagen; ungehindert reichte der Blick von seinen Fenstern und Balconen hinüber bis zu den Ketten des Gebirges, hinab in den Garten und das Thal. Wandte man sich dann von der Ost- zu der Westseite des Gebäudes, konnte man sich aus einer lebhaft geschäftigen Welt in eine tiefe Verschollenheit versetzt glauben. Am Fuß des Hügels träumte ein kleiner, eng umfriedeter Teich; eine Quelle, die aus den Steinen sprang, beseelte mit anmuthigem Geplätscher seine Regungslosigkeit und ihre herabhüpfenden kleinen Wellen streuten ihre Schaumperlen über das grünliche Wasser. Auf einem der untersten Vorsprünge des Felsens hatte Berthold eine Hütte aus Borke errichtet, eine Schwarztanne, die darüber emporwuchs, schien mit ihren Zweigen die Einsiedelei zu beschirmen. Gen Norden lag der Wald, zwischen seinen Bäumen sah man die Fahrstraße, die fast parallel mit der Eisenbahn von Golderz nach Andlau und tiefer in das Land hineinführte. Zur Sommerzeit trieb es hin und her auf ihr, Reisende, die aus dem Badeorte kamen und weitere Ausflüge in das Gebirge unternahmen,

Bauern, welche um Pfingsten und Mariä Himmelfahrt die Jahrmärkte in Golderz besuchten, wandernde Musikanten, eine Schauspielertruppe, eine Kunstreitergesellschaft in dürftigsten Zuständen — ein buntes Gemälde, das sich auch jetzt vor der Gesellschaft aufrollte . . .

„Wie ist das herrlich und prächtig, Herr Felsberg," begann die Prinzessin, „ich erkenne den Ort nicht wieder, im vergangenen Herbste war er noch eine Wildniß, Sie und Herr Berthold sind wahre Hexenmeister."

„Ihre Hoheit wollen freundlich übersehen, daß wir nur der Natur nachhalfen und uns beschieden, ihre Schüler zu sein."

„So sinnig ist Alles geordnet, so harmonisch stimmt es zu einander. Wenn Harmonie um uns ist, verklingt auch der Mißton in unsern Herzen. Ich glaube, wir würden besser werden, wenn wir uns öfter in edlen Säulenhallen, vor schönen Statuen und Bildern, unter guten Menschen bewegten. Wie damals sind wir Alle auf dieser Stelle wieder versammelt, noch inniger geeinigt, nur einer fehlt, den wir da liebgewannen, eine stille und großmüthige Seele, Graf Lothar. Wissen Sie Näheres von ihm, Martha?"

„Er schreibt selten. Wir hofften, er würde den Sommer in Schönburg verweilen, hörten aber vor Kurzem, er habe bei der Hauptstadt ein altes, seit Jahren unbe-

wohntes Haus am Saum einer Kiefernhaide gekauft und gefalle sich dort."

„Menschenscheu geworden! Und aus Furcht vor der Erscheinung, von der Sie mir erzählten, Herr Felsberg?" fragte die Prinzessin.

„Das ist mehr eine Vermuthung, eine geistige Krankheit sinnlich zu erklären, als Wahrheit. Der Graf besitzt eine unglückliche Neigung zum Tiefsinn, das Testament seines Oheims mit dem wunderlichen Auftrag, ein verlorenes Kind zu suchen, dem Wunsch, Lothar möge Martha heirathen, während sie einer andern Neigung gefolgt" — und wie von selbst griff er nach ihrer und sie nach seiner Hand, mit leisem Druck eine unverbrüchliche Liebe besiegelnd — „und er eine andere hegt . . ."

„Der Graf liebt," fiel die Prinzessin rasch ein, in der regsten Theilnahme, wie sie Frauen immer Liebesgeheimnissen zubringen . . .

„Ich darf wohl nicht das Herz eines Andern verrathen, wenn es selbst sich noch nicht offenbart hat."

„O, Herr Felsberg, Sie werden doch eine Dame nicht umsonst bitten lassen!"

Herr Franziscus hatte bisher mit dem Pfarrer an dem andern Abhang des Hügels gestanden, die unerwartete Wendung des Gesprächs lockte ihn näher —

Eben neigte sich Julian zur Prinzessin nieder: „Ich fürchte, Hoheit, er liebt meine Schwester Diana.“

Einen Augenblick waren Anna wie Franziscus sprachlos, er vor Schmerz, sie vor Ueberraschung, dann rief sie heiter: „Diana also! Nun, wenn ich meine Freundin einmal einem Mann gönnen soll, sei er's! Was fürchten Sie da?“

„Diana's Abneigung ...“

Hier wurden sie durch einen wunderlich gekleideten jungen Menschen unterbrochen, der vom Walde aus die Gesellschaft auf der Kuppe erblickt haben mochte und unverzagt, wie man es im Umherziehen auf der Landstraße wird, über das Gitter geklettert war. Mit bittender Miene näherte er sich, die Mütze von schottischem Zeug mit einer Pfauenfeder in der Hand; trotz seines abenteuerlichen Aufzugs erweckte sein offenes, nicht unschönes Gesicht Mitleid und Theilnahme. Auf die Fragen, was er denn wolle, woher er käme, wer er sei, gestand er, daß er seit einem Jahr mit einer Kunstreitertruppe umhergezogen und aus Liebe zu einem Mädchen derselben sich nicht von ihnen habe trennen können, obwohl ihm von besseren Gesellschaften vortheilhafte Anerbietungen gemacht seien. Vor wenigen Tagen hätten sich seine Genossen nach allen Richtungen zerstreut, seine Geliebte sei mit dem Harlekin davongegangen, bei Nacht

und Nebel, er wolle versuchen sich bis zur Hauptstadt durchzuschlagen, in der er, wenn nichts Besseres, doch eine Stelle als Bereiter finden würde, er wisse Pferde zu behandeln.

Während die Männer sich ausführlicher nach seinen Schicksalen erkundigten, auch erfuhren, daß er Oswald heiße und aus Thüringen gebürtig, älternlos, vor Jahren einem harten Lehrherrn entlaufen sei, und in Allem, was er sagte, eine gewisse Bildung und einen noch nicht ganz verderbten, aufrichtigen Sinn erkannten, hatten die Damen ein anmuthiges Spiel ersonnen. Die Prinzessin brach von einer Fichte einen dünnen Zweig und nahm vom Boden einen der dort liegenden kleinen röthlichen Steine auf. Mit Diana's Handschrift, die sie gut nachzuahmen verstand, schrieb sie mit Bleistift hastig auf ein Blättchen Papier die Verse, die ihr Martha in einer Anlehnung an Goethe vorsprach:

„Hier im Stillen gedachte des fernen Freund's die Geliebte
Und im gefälligen Scherz sendet sie Stein ihm und Zweig.
Wie aus dunklem Gestein die immergrünende Fichte:
Sein Gedenken ihr blüht still in beständiger Brust."

Es war ein liebliches Bild diese beiden schönen Frauengestalten so zu betrachten: die eine von sanfterem Gesichtsausdruck an dem Felsblock, der ihr beim Schreiben zum Stützpunkt diente, halb nieder gekniet; aufrecht die

andere, den Kopf nur um ein Kleines zu der Schreiberin gesenkt, beide lächelnd ...

„Das muß wohl gut und schön werden, was Sie spinnen und weben,“ sagte darum der Pfarrer und machte mit seiner Hand das Zeichen des Segens über die beiden Gaben, um die Anna den Papierstreif wickelte. Ein blauseidenes Schnürchen war bald gefunden und mit ihm die wunderliche Botschaft befestigt und geschlossen. Dann rief man Oswald herbei und trug ihm auf, in der Hauptstadt den Grafen Lothar, dessen Palast leicht zu erfragen sei, aufzusuchen und ihm, aber nur ihm allein, Brief und Geschenk einzuhändigen, er dürfe Alles erzählen, wie es sich zugetragen, nur müsse er nicht vergessen, daß die Dame, die ihm das Päckchen gegeben, jung und lieb und ihr Haar röthlich golden gewesen.

Oswald lächelte verschmitzt und erlaubte sich sogar zu Martha, die mit ihm sprach, eine Huldigung, die man ihm nicht übel deutete: röthliches Haar sei ein absonderlicher Geschmack, er liebe dunkle Locken mehr, und seit heute für ewige Zeiten, denn nie werde er schönere sehen ...

Inzwischen hatte Julian Berthold geheißen, den jungen Menschen in das Schloß zu bringen, ihm dort

ein Mittagsessen und das Reisegeld, dessen er bedurfte, geben zu lassen.

Mit dem Versprechen, seinen Auftrag „bis auf's Härchen" zu erfüllen, mit einer aus dem Herzen kommenden Versicherung seiner Dankbarkeit entfernte sich Oswald, dem voranschreitenden Berthold die Stufen hinab folgend.

Dies kleine Abenteuer hatte die Gesellschaft in die heiterste Stimmung versetzt, „ganz allerliebst" nannte die Prinzessin den Sinnspruch Martha's und freute sich schon im Voraus auf die gegenseitige Verwunderung Lothar's und Diana's, daß sie freundliche Geister hinter ihrem Rücken und beinahe wider ihren Willen mit einander „halb und halb" verlobten und ihnen das erste Wort und den ersten Schritt ersparten. Hin und her erschöpfte man sich in Vermuthungen über den Erfolg und Ausgang des Scherzes, den selbst der Pfarrer billigte, weil er des Grafen Trübsinn angenehm unterbrechen und seine Phantasie statt mit düstern mit lichteren Bildern beschäftigen würde.

So wohl gefiel übrigens der Garten und vorzüglich diese Stelle der Prinzessin, daß sie den Spazierritt durch die Haide aufgab, und bat, wenn es anginge, möchte man auf dem Hügel, in dem Blumengemache zusammenbleiben.

Von dort herab sahen sie nach mähliger Weile

Oswald singend durch die Haide ziehen, hoch schwang er ihnen seine Mütze aus der Ferne zu, daß seine Pfauenfeder davonflog und dem Winde zum willkommenen Spielzeug diente.

„Dem gehört die Welt,“ sagte Julian, „weil er das Nächste von ihr will und ergreift, während sie uns, die wir in die Zukunft denken, entschlüpft.“

„Auch ihm wird seine Stunde schlagen,“ meinte der Pfarrer.

„Das ist es ja eben,“ redete die Prinzessin, „daß unsere Fröhlichkeit so rasch entschwindet, wie wir den Staub von den Flügeln der Schmetterlinge wischen. Welche Gottheit findet nur ihr Vergnügen an solch grausamem Zeitvertreib!“

„Keine,“ entgegnete darauf der Pfarrer. „Wir selbst oder richtiger unsre Erkenntniß zerstört unsre Freuden und unsre Werke; sie entdeckt das Mangelhafte und Unzulängliche in beiden und da sie immer nach dem Höchsten strebt, sei's, weil sie Gott ähnlich, sei es, weil sie ein Geschenk des Satans ist, zeugt sie als Frucht die Unzufriedenheit. Hienieden sind allein die Kinder und die Narren glücklich.“

„Rühmt nicht ein römischer Dichter, ich weiß seinen Namen nicht, das Loos des Weisen, der die Dinge

und des Alls Lauf betrachtet und sie nicht zu ändern verlangt?“ wandte Martha ein.

„Lucretius, Frau Baronin; aber wer bescheidet sich wie er auf der Weisheit ruhigen Zinnen, wer erreicht sie?“

„Und es ist auch nichts mit dieser kraftlosen, sein Ich beschauenden und zermarternden Philosophie,“ rief Julian aus. „Jeder hat solche Augenblicke der Ermüdung, jedoch in vollmenschlichen Naturen gehen sie vorüber. Zum Erobern ist der Mensch geboren, er besiegt den Löwen, der seine Heerde anfällt, den feindlichen Stamm, der ihm die Hütte verbrennt, ein Haus gewinnt er, ein Weib, Reichthum und Ehre. Wenn er den Marmor zwingt, unter seinem Meißel zu Gestalten sich zu fügen, und Steine in harmonische Säulenordnungen verwandelt, ist er nicht ein Eroberer? Nicht ohne Schuld, ohne Verletzung des Andern läßt sich freilich mächtige, umfassende Thätigkeit denken. Wenn sie beginnt, hört das goldene Zeitalter auf. Aber darum klagen oder nur die Kinder glücklich preisen? Nein! Vorwärts gilt's, ein besseres, reicheres Paradies zu erschaffen, als jener Garten Eden war, aus dem Adam vertrieben ward. Ein Paradies für die gesammte Menschheit — Glück für Jeden nach seiner Fähigkeit und seinem Bedürfen, Freiheit und Brüderlichkeit für Alle! O meine Freunde,

dies laßt unser Ziel sein; wie weit wir in Meinungen und Beziehungen des Lebens von einander abirren, welches sonst auch unsere Götter seien, finstere oder barmherzige, in diesem Sinne laßt uns wirken."

Stumm, von dem Hauch seiner Begeisterung umglüht, reichten ihm alle die Hände — Herr Fanziscus war längst den Hügel hinabgegangen . . .

„Meine Zeit ist vorüber," sprach ernst der Pfarrer. „Noch in dämmernde Wolken tief verhüllt rollt die Zukunft herauf und ich wage nicht, über sie zu weissagen. Möglich, daß sie zu den alten Schmerzen dem vielduldenden Menschengeschlecht neue fügt, mit neuen Geißeln ihm Wunden schlägt; soll aber der Tag der Erlösung nahen und das himmlische Jerusalem auf Erden sich aufbauen, erhebe ich segnend meine Hände darüber: Freiheit und Brüderlichkeit! Nur unter diesem Zeichen kann es bestehen!"

IV.

So redeten sie dort im Garten von Andlau, sich gefallend in Träumen von goldenen Zeiten und schöner Menschlichkeit, die auch ein gemeinsames Erbtheil edler Seelen sind.

Zu derselben Stunde stand Diana unter den Föhren am Waldteich — auf einer Stelle, wo ihre Mutter in einer Sommernacht zum letzten Mal gesehen worden ... sie wußte nichts von diesem grausamen Geschick, wohlmeinend hatte ihr Lothar nur erzählt, daß ihre Mutter längst, bald nach ihrer Geburt gestorben.

Keine Ahnung beschlich sie jetzt, kein Baum flüsterte ihr von Margaretha, die unter ihm gesessen. Es hatte sie nach der Abfahrt der Prinzessin nicht in Sibyllenruh gelassen; ihre Sehnsucht, Julian wieder zu sehen, wurde mächtiger als ihre Scheu vor der Begegnung mit Martha. Ihn allein zu überraschen, plötzlich, unerwartet aus einem Gebüsch heraus ihn beim Namen zu rufen, dieser abenteuerliche Gedanke entsprang aus ihrer

Erregung. Nur eine Wegstunde brauchte sie durch den Wald von der Villa der Eppstein's nach dem Schloß. Jede Begleitung schlug sie aus, es war ihr so wohlig, in der Waldeinsamkeit allein mit dem Geheimniß ihrer Liebe Zwiesprache pflegen zu können. Wie oft hielt sie im raschen Gange inne, weil sie zwischen den Bäumen und Gebüschen es von seinem Schritt rauschen zu hören glaubte ... unter einer breitkronigen Eiche, auf schmalem, umgrünten Steg, wo die Vögel selbst im Dunkel leiser von Zweig zu Zweig hüpften, auf der Lichtung, an deren Rande Hirsche mit stattlichem Geweih vorüberschritten, tiefer in den Wald hinein, sagte sie sich: hier hat auch er gestanden, in der Abenddämmerung, hier am Mittag im Schatten geruht, überall trittst Du seine Spuren. Und sie entfloh, flüchtig, im Sprung fast, er mußte ja hinter ihr sein und im nächsten Augenblicke seine Hand auf ihre Schulter legen ...

Bis an den Teich gaben ihr diese Bilder das Geleit. Die breite Wasserfläche, denn sie dehnte sich, Diana gegenüber, fast in einem Halbkreise länger als eine Viertelmeile aus, wirkte beruhigend auf sie. Kühlung wehte von dem Wasser um ihre erhitzte Stirn, Besänftigung goß sein ebenes, gleichmäßiges Wallen hin und her auch in ihre Seele. Zur rechten und zur linken Hand zog sich der sonst rundförmig gestaltete

See in zwei langgestreckte schmale Spitzen aus, über die von den Ufern das Gebüsch zusammengewachsen und in einander verschlungen war. Wie unter grüner, tief- hängender Wölbung rieselte das Wasser. Beinahe ganz hatte der heiße Sommer diese Arme ausgetrocknet und in stehende Sümpfe verwandelt. Ueppig schossen hier, wie tausend Speere aus ungeheurem Schaft, die Binsen in die Höhe, feuchtglänzendes Moos und Sumpfpflanzen umher ... eine reiche, farbenschillernde und doch ge- fährliche Pracht über grundlosem Morast, wie von Hexen und bösen Waldgeistern gezaubert, die in Vögel verwandelt, mit dunklem Gefieder und schrillem, ein- tönigen Schrei darüber hinflogen. Klar aber schimmerte die Mitte des See's goldgrün im Sonnenschein, melo- disch im Gleichtakt plätscherten seine Wellen kommend und gehend an eine kleine Insel voll Erlen und Weiden.

In einem Kahn, am Uferschilf, schaukelte sich ein Knabe.

„Wie läuft die Straße zum Schloß?“ fragte ihn Diana.

„Immer gradaus, wie Du jetzt gehst, links am Teich vorbei.“

Die helle Stimme, das muntere Gesicht des Knaben mit hellbraunen, klugen Augen fielen ihr auf, vielleicht

auch darum, weil sie bei ihrer Wanderung durch den Wald noch keinem Menschen begegnet war.

Näher ging sie zum Ufer. „Wo gehörst Du denn hin?“

„Drüben, in's Jägerhaus, mein Vater heißt Konrad.“

„Und Du hast wohl die Prinzessin sehen wollen und bist in's Schloß gelaufen?“

„Ja, die Prinzessin und die Schimmel, die vor ihrem Wagen sind, und die vielen Kränze, die an Thüren und Fenstern hängen; denke nur, den einen hab' ich allein geflochten.“

„Das ist schön. Und wo ist denn die Prinzessin?“

„Sie geht mit dem gnädigen Herrn spazieren; aber sieh, das hat sie mir geschenkt“ — und er hielt ihr ein silbernes Schaustück entgegen, „gelt, das funkelt! Und gesagt hat sie: kleiner Konrad, bleibe ein guter Junge ... ja, das hat sie gesagt.“

Schon wollte Diana vorüber — die Gewißheit, die Prinzessin noch im Schloß zu finden, hemmte, recht erklären konnte sie es sich freilich nicht, ihren Schritt. Was sie vorher nicht bedacht, das Aufsehen, das ihre Ankunft erregen, der fragende Blick, mit dem Martha sie empfangen würde, trat ihr jetzt lebhaft entgegen — mit gesenktem Kopf stand sie am Schilf und bog seine Spitzen ungeduldig mit den Fingern zusammen.

„Wie heißt die Insel dort im See?“ wandte sie sich wieder zu dem Knaben.

„Die stille Insel.“

Schärfer hinschauend gewahrte sie zwischen den Bäumen ein graues, von braunen Moosflechten an vielen Stellen überzogenes Schindeldach . . . „Steht da ein Haus?“

Der Knabe nickte.

„Ei, das möcht' ich sehen! Wer bewohnt es?“

„Sachte, davon darf man nicht reden,“ entgegnete er und kam von dem obern Ende des Kahns zu ihr heran.

„Oho!“ spottete sie, „ein Jägersmann, der sich fürchtet! Das weißt Du doch, daß es keine Riesen giebt.“

„Aber böse Frauen, und die drüben ist eine Hexe.“

„Wie heißt sie?“

„Die böse Sibylle.“

„Sibylle — wohl recht alt, mit rothen Haaren?“

„Nein, ich habe sie nur einmal von fern gesehen, aber so alt ist sie noch nicht wie meine Großmutter und sie hat schwarzes Haar.“

„Sind Ruder im Kahn?

„Ja.“

„Kleiner Konrad, da könnten wir beide hinüberfahren und das Haus und die stille Insel besehen.“

„Nein, nein! Wenn Sibylle käme“ ...

„Dann sagten wir freundlich guten Tag zu ihr.“

„Es geht aber doch nicht.“

„Ach!“ sagte Diana und sprang in den Kahn, „nimm ein Ruder, denn rudern wirst Du doch können, ich helfe Dir. Wir sind ja zwei gegen eine und Du heißest Konrad und bist ein Jäger. Wenn Du heut Abend erzählst, daß Du auf der stillen Insel gewesen!“

Die hellen Augen des Knaben blitzten vor Vergnügen, er griff nach dem Ruder. Sicher und schnell flog das leichte Fahrzeug über das Wasser. Erst als sie landeten, sank Konrad's Muth, der während der Fahrt wacker ausgehalten, ein wenig: „Ich wollte, die Tilde wäre bei uns.“

„Wer ist Tilde?“

„Ein Mädchen, das bei Sibyllen wohnt — weiß auch Niemand, woher sie gekommen, aber sie lacht so viel und ist mir gut.“

„Wo steckt sie denn heute?“

„Sie liest Reisig im Walde und ich wartete drüben auf sie, ich wollte ihr von den Schimmeln erzählen.“

„Nun, so wagen wir es allein, mein Junge.“

Vorsichtig nahm Konrad eins der Ruder mit sich: „Wenn sie schlagen sollte!“ drohte er.

„Brav,“ lachte Diana und brach einen Weidenzweig

ab, „jetzt sind wir bis an die Zähne bewaffnet, vorwärts!“

Ein Erlenpfad schlängelte sich in das Innere der Insel, anfangs eben und glatt, weiterhin verschlangen und verknoteten sich Baumwurzeln über den Steg, steiniges Geröll bildete kleine Erhöhungen, ein Graben kam, zum Glück für sie ausgetrocknet — lustig sprang der Knabe hinüber, mühsamer arbeitete sich Diana die Abhänge hinab und hinauf. Nie gestörter Waldfriede... meist hatten die Bäume noch ihre lichte, maigrüne Färbung bewahrt, wie verstohlen nur lugte ein dunklerer Ast dazwischen. Sonnenlichter auf der Erde und um die Wipfel, durch die Oeffnungen der Waldung hereinlauschend der See ... Da, endlich — eine dichte Epheuwand, es war Sibyllen's Haus. Von unten bis über die erste Schindelreihe des Dachs hinaus umkleidete der Epheu seine Wände, nur die vier Fenster und die braungestrichene Thür waren noch von ihm frei, obgleich seine Ranken sich auch darum zu schlingen begannen. Diana stand wie vor einem Räthsel, doch mit festem Entschluß, es zu lösen. Die sichtbare Verwilderung der Insel, das finstere Haus mit halb erblindeten Scheiben, der unheimliche Ruf der seltsamen Frau, die es bewohnte . . . sie klopfte an die. Thür, an die Scheiben.

Niemand kam, nichts regte sich. Nun faßte sie den Drücker, die Pforte sprang auf ...

Eine dunkle Flur — den Knaben, der sie am Kleide hielt, drängte sie mit sanfter Bewegung zurück. Hart trat sie auf die Fliesen, um der Bewohnerin ihre Gegenwart anzuzeigen.

„Bist Du es Tilde?" fragte eine starke aber nicht unschön klingende Stimme aus dem Innern.

„Nein, eine Fremde, welche aus Neugier über den See fuhr."

Keine Antwort ... aus einer von Diana nicht bemerkten Thür am Ende des Ganges ging dann eine Frau; der Sonnenschein, der durch die offene Pforte hineinspielte, umleuchtete ihre Formen, während Diana im Schatten blieb.

Eine schlanke hagere Gestalt, um ein längliches blasses Gesicht mit herb gezeichneten, eckigen Mund eine reiche Fülle noch glänzend schwarzen Haars in dichten Scheiteln, im schwarzen Wollenkleid ...

„Wollen Sie ein Glas Milch? Oder ein paar Früchte? Besseres kann ich Ihnen nicht anbieten."

„Meinen schönsten Dank, aber mich dürstet nicht."

„Sie kommen aus dem Schloß? Die Leute haben Ihnen dort von der stillen Insel erzählt?" fragte mit plötzlich aufsteigendem Argwohn Sibylle.

„Nein, ich bin aus Golderz und gerieth auf einem Spaziergang von Sibyllenruh her bis an den See. Ihre Insel lag so still und glänzend da, ich bat einen Knaben mich hinüberzufahren.“

„So, da will ich Sie führen. Hinter dem Hause ist eine Anhöhe, von der Sie die Haide und den Teich überschauen, gehen Sie nur voran.“

Mit noch größerem Erstaunen, als Diana, hatte der Knabe, an der Thür lauschend, die freundlichen Reden der bösen Sibylle angehört, die Hand, in der er bis dahin sein Ruder emporgeschwungen, legte er auf den Rücken, um seine Waffe zu verstecken, er schämte sich, sie überhaupt genommen zu haben. Nun schritt auch Sibylle über die Stufen . . . sauber war ihr Kleid, ruhig ihr Gang, in ihrer Haltung glaubte Diana sogar eine gewisse Vornehmheit zu entdecken, eine Frau in der Mitte der vierziger Jahre, deren Gesicht sei's die Natur, sei's die Erfahrung des Lebens eine fast steinerne Starrheit aufgedrückt.

„Meine gute Frau,“ sagte ihr Diana grüßend entgegen, „vergeben Sie nur, ich störe Ihre Ruhe und bereite Ihnen so viele Mühe.“

„Bedeutet nichts,“ erwiederte Sibylle kurz und richtete ihren harten, durchdringenden Blick auf das Mädchen. Ihre noch halbgeöffneten Lippen schlossen

sich nicht, über die Augen, deren Brauen sich finster in einander gezogen, hielt sie beschattend die Hand, ein Schrei saß auf ihrer Zunge, doch fragte sie nur noch einmal, aber dringender, mit einem Ton, der Wahrheit forderte: „Sie kommen nicht aus dem Schlosse?"

„Nein, ich war noch nie daselbst und sehne mich nicht dahin."

„Die Frau Baronin soll doch eine geistreiche Frau sein."

Es lag etwas Lauerndes in der Frage, dennoch antwortete Diana: „Gewiß, aber wir stimmen nicht zu einander."

Um das Haus herum, an einem kleinen Gemüsegarten vorbei, durch Gebüsche, die Sibylle vorsorglich im Voranschreiten aus einander bog, den Hügel hinauf ... hinter den Frauen der Knabe, sein Ruder nachschleppend, mit verwunderten Augen, als wäre er in einer neuen Welt.

Diesmal lohnte die Aussicht die Beschwerlichkeit des Weges. Nicht großartig zwar, weder von lieblicher Schönheit noch grotesker Romantik war das Bild. Erst in der Ferne dämmerten einzelne Gipfel des Gebirges auf, nach Süden zu der Thurm und die Dächer von Andlau; schweigend die Haide, schweigend der See — rings Tannen nur und Fichten, dunkle Bäume, die das

Geheimniß der Natur bewachen. Ein Schauer lag trotz des Sonnenscheins auf der Gegend, er brütete in den dichten über dem Moor lagernden Dünsten und Nebeln, die zwischen den Zweigen wie ausgespannte Gewebe hingen und schwankten, aus denen zuweilen, sie zerreißend, mit dumpfem Getöse eine Rohrdommel auftauchte.

„Wie sich das ballt!“ sagte Diana hindeutend. „Das muß prächtig im Mondlicht sein.“

„Gespensterhaft,“ versetzte abgebrochen Sibylle.

Ohne viel weitere Worte gingen sie hinab. Jede merkte, wie schwer der Andern beizukommen sei, und doch drängte sie eine unbezwingliche Neugier vorwärts, mehr von einander zu erfahren. In Diana's Gesicht glaubte Sibylle Spuren einer Aehnlichkeit entdeckt zu haben, die ihr einen geheimen Verdacht bestätigten, Spuren, die sie verfolgen wollte. Ihrerseits fühlte sich Diana zu Jedem hingezogen, der in Feindschaft mit Martha lebte oder ihr abgeneigt war; daß Sibylle zu ihnen gehöre, bezweifelte sie keinen Augenblick; um hohen Preis hätte sie die Kunde ihres Geschicks erkauft. Darum zögerte sie unter manchem Vorwand mit ihrer Rückfahrt von der Insel, auch Sibylle gab immer neue Veranlassung zum Bleiben; bald hatte sie noch dies, bald jenes zu zeigen. Endlich aber waren sie doch, da

keine die entscheidende Frage nach dem Namen und den Verhältnissen der Andern wagte, wieder am Ufer, bei dem Kahn. Sibylle löste seine Kette und schien bereit, ihre Gäste selbst hinüber zu rudern.

„Nein, nein,“ suchte sie Diana zu hindern. „Das kann ich nicht zugeben, meine gute Frau, ich stehe schon in Ihrer Schuld.“

„Der See ist tief.“

„Wir werden ohne Gefahr hinüberkommen, nicht wahr, kleiner Konrad? Sie machen sich unnöthige Sorge um uns.“

„Mehr um mich, als um Sie. Sie wissen nicht, an wessen Seite Sie gewandelt.“

„Ich weiß, daß ich in's Haus einer freundlichen und gastfreien Frau getreten.“

„Wissen Sie?“ fragte sie nicht ohne Spott. „Wie heiß' ich, Junge?“

Der hielt sich dicht an Diana und sagte: „Die böse Sibylle, aber heute warst Du gut.“

„Die Böse — Sie hören's. Weit ab von mir weichen die Leute, wie von einer Pestkranken, ich zahle ihnen mit gleicher Münze, Haß wider Haß . . . aber wehe, wenn Ihnen und dem Knaben ein Unglück auf dem Wasser geschähe!“

„So ruhig liegt der Teich“ . . .

„Trauen Sie ihm nicht, es sind tückische Geister darin, sie geben ihre Beute nie zurück.“

„Ja, das ist wahr,“ rief der Knabe dazwischen. „Das hat mir meine Großmutter auch erzählt. Ein Mädchen haben sie niedergezogen und nie ist es wieder gesehen worden. Aber drüben, wo Du standest, sitzt sie jetzt in der ersten Vollmondnacht, ein weißes Gespenst, mit langen, wallenden Haaren und singt und zerpflückt einen Kranz von Stroh“ ...

„Ophelia unter den Föhren!“ sagte Diana, ganz Ohr.

„Alter Weiber Geschwätz!“ warf Sibylle ein, ihre Hand machte eine verächtlich abweisende Bewegung.

„Nein,“ behauptete Konrad eifrig. „Es ist wahr, meine Großmutter hat sie selbst gesehen und kann auch ihr Lied noch singen. Sie war jung und hieß Margareth.“

„Ach!“ preßte Sibylle die Lippen zusammen.

Diana aber mit den Blicken der Richtung folgend, die er ihr andeutete, achtete ihrer nicht. Von der schwermüthigen Stille der Landschaft und der traurigen Geschichte, die nun aus dem blühenden Munde eines Kindes, zum Märchen geworden, wie mit letztem Seufzer sie anklang, zur Rührung bewegt, sagte sie leise: „Das alte, schaurige Lied“ ... und unwillkürlich entschlüpfte es ihr in weichen, klagenden Tönen:

„Zerrissen die Kränze,
Die Treue ein Wahn,
Verdorben, gestorben,
Ophelia!“

Zaubermächtig wirkte ihre Stimme auf Sibylle, die hinter ihr stand, an die Erle sich lehnend. Hätte Diana sich nach ihr umgeschaut, welchen Seelenkampf in diesen harten Zügen zwischen Stolz und Wuth und Reue und Trauer hätte sie belauscht. So sah ihn Niemand — nur ein göttliches Auge, denn jetzt zog Sibylle die breiten Zipfel ihres Busentuchs über das Gesicht und weinte still. Dies unterdrückte Schluchzen verrieth sie Diana. „Um Gott, was that ich? Sie kannten die Arme?“ Noch in ihrer sentimentalen Stimmung schlang sie ihren Arm um den Nacken der gebeugten Frau — „eine Freundin wohl?“

„Nein;“ unter Diana's Berührung hatte Sibylle ihre Starrheit wieder gewonnen, „eine Todfeindin! Aber wir sind alle Menschen und nicht sicher vor den Erinnerungen!“

Der Kahn war losgemacht. „Kommen Sie,“ winkte sie herrisch.

Auf schmalem Brett saß Diana, an ihre Knie schmiegte sich der Knabe ...

Eine Weile Schweigen ... eintöniger Ruderschlag und Wellengeplätscher.

„Bitte," sagte dann Sibylle. „Singen Sie noch einmal, Sie singen so süß."

„Gern, wenn ich damit Ihrer Freundlichkeit lohnen kann. Schade, mir fällt nichts Lustiges ein" —

„Singen Sie nur!"

Anhub Diana:

„Waren deine Augen Sterne,
Ach! die dunkelblaue Ferne
Hüllt sie schon!
War dein Lächeln Rosenblühen,
In des Lebens Brand verglühen
Mußt' es schon!
Glitt dein Wort wie Silberwogen,
Ist's zum ew'gen Meer gezogen
Rauschend schon!
Wie einst meine Liebesgluthen,
Kühlt jetzt eig'ner Schmerzen Bluten
Deine Thräne lange schon!"

„Ihre Stimme! Sie ist's!" sagte Sibylle in sich heinein, laut nur: „Ich danke." Noch schärfer wurden die Furchen um ihren Mund, auf ihren zusammengezogenen Augenbrauen saß die Unerbittlichkeit.

Während des Gesanges hatten sie sich dem jenseitigen Ufer genähret, eng war hier die Straße zwischen den Wasserlilien und Pflanzen, die mit breiten Blättern die Oberfläche des Teiches bedeckten.

„Kehren Sie nach der Insel zurück?" fragte noch Diana.

„Ich will am Strand das Mädchen erwarten. Und Sie gehen nach Golderz? zu Fuß?“

Das war wieder der argwöhnische Ton.

„Nicht doch, nur bis Sibyllenruh. Halt, da sollt' ich eigentlich von Ihnen das Versprechen verlangen, mich dort zu besuchen.“

„Vergebung, sind Sie mit Herrn Volckmar verwandt?“

„Volckmar? Das war der frühere Besitzer; wissen Sie nicht, daß Sibyllenruh verkauft ist?“

„Die Gegenwart dringt nicht zu mir, ich denke nur an die alten Tage hinter und die Ewigkeit vor mir. Sie sind die neue Besitzerin?“

„Das Haus gehört Herrn Eppstein und ich bin dort wie daheim.“

„Ach!“ sagte Sibylle mit einem langen Blick der Enttäuschung, fast wäre ihr das Ruder entfallen. Alles Blut entwich aus ihren Wangen, als ob eine Welle über sie hingestürzt, still saß sie, wie betäubt.

Inzwischen hatte am Ufer schon längere Zeit Herr Franziscus von Waldheim, der sich in seiner einsiedlerischen Weise von den Andern aus dem Schloßgarten entfernt und in den Wald verloren, die Fahrenden beobachtet, ohne doch wegen der Entfernung und seiner Kurzsichtigkeit deutlich die Einzelnen zu erkennen. Jetzt

aber waren sie so nahe, er so weit vorgegangen, daß Diana ihn erblickte und mit dem Tuch wehte: „Guten Abend, Herr von Waldheim!"

„Sie sind es, Fräulein Diana Felsberg," scholl die Antwort ...

„Also doch!" schrie Sibylle. Im Nu war sie aufgesprungen. „Meine Ahnung! Diana! Diana!" Ausstreckte sie die Hand, wer wollte sagen, ob zum Segen, ob zum Fluch ...

„Sie ist doch eine Hexe," rief der entsetzte Knabe, „ich sagt' es Dir ja!"

Erschüttert, flüchtend vor der Drohenden suchte Diana nach Hülfe, heftig schwankte der Kahn.

„Diana!" rief Sibylle noch einmal. „Um den Kahn, um! Und beide sind unten, beide auf immerdar!" Das Ruder schwingend glich sie einer rasenden Furie, die zum tödtlichen Schlage ausholt.

Vor in das Wasser stürzte Herr Franziscus, der Diana's Noth sah; rasch hatte sie sein Arm erfaßt, aus dem Fahrzeug gehoben und an's Land getragen, während Konrad einen glücklichen Sprung hinüberthat.

Weit von ihnen trieb mit mächtigem Schlage Sibylle den Nachen. Aufrecht stand sie darin, im Glanz der Abendsonne; die Scheitel ihres Haares hatten sich gelöst und flatterten um sie, wild, verworren, über ihr

schwarzes Kleid zitterten röthliche Lichter — eine alte, zauberkundige Weissagerin, von ihren Lippen quoll's: „Verdorben, gestorben, Ophelia!"

„Welch' ein Wagniß, Fräulein Diana!" sagte da Herr Franziscus und ließ sie aus seinen Armen. „Im ganzen Thale fürchtet und scheut Jeder diese Frau, sie leidet an Krämpfen und Wahnsinnsanfällen."

„Ich war unvorsichtig, ich hätte der Warnung des Knaben folgen sollen ..." Sie schaute sich um, Konrad aber, der in dieser Stunde schon Abenteuer genug erlebt und den der fremde Herr aus dem Gefolge der Prinzessin verschüchterte, war tiefer in den Wald gelaufen. „Wer ist sie denn nur?"

„Bestimmtes weiß ich nicht, ich hörte, daß sie der verstorbenen Dame von Andlau, Elisabeth, gedient."

„Wenn sie deine Mutter wäre" ... dieser Schatten irrte über Diana's Stirn, aber sie hellte sich bald wieder auf; es konnte nicht sein. Zu fest hatte ihr Lothar den Tod der Mutter versichert, in ihrem Herzen schwoll keine Fiber Sibyllen entgegen.

Nach einer Weile drängte sie zum Aufbruch, Herr Franziscus bot ihr seine Begleitung bis zum Ausgang des Waldes an, er hoffte noch vor der Abfahrt der Fürstin wieder im Schlosse zu sein. Denn nie konnte ihm der Zufall eine günstigere Gelegenheit schenken, ihr

sein Innerstes zu offenbaren. Im Abendroth, der Dämmerung entgegenträumend, die Haide — Diana aufgeregt, mit wogender Brust: ein Klavier, dessen Tasten noch fortzittern, wenn der Meister das Spiel geendet. Trotz der längeren Reise, die sie von Paris zusammen im Gefolge Anna's gemacht, hatten sie sich nie so getroffen, schien Diana, von ihren Pariser Triumphen erfüllt und durch das Neue, das ihr in verschwenderischer Fülle Natur und Kunst zeigte, jeder Einkehr in sich selbst entfremdet und abhold, weder Sinn noch Aufmerksamkeit für Herrn Franziscus' Worte zu haben. Auch in ihm war damals der Durchbruch einer heftigen Leidenschaft noch nicht geschehen, er kämpfte noch mit ihr und hielt sich oft, wenn er Diana's weltliches Treiben und ihre sichere, ja unerschütterliche Selbstgenügsamkeit vergrämten Sinns beobachtete, des Sieges über seine Liebe gewiß. Heute lockte ihn die Abendstille, der Ton der Landschaft, das seltsame Begegniß . . . Alles, was der grübelnde Verstand, wenn ihn das Herz besiegt hat, zur Entschuldigung seiner Niederlage vorzuschieben pflegt.

„Denken Sie noch des Tags, wo wir vor einem Jahre auch so allein mitsammen durch den Wald von Schönburg ritten?“ Wie von selbst war ihm diese Erinnerung gekommen, wie aus der unmittelbaren Gegenwart heraus.

„Freilich, endete der schöne Tag damals doch auch mit einem bösen Vorfall! Ich hab' Unglück auf diesem Boden."

„Und ich Glück, da Sie mir hier begegnet."

„Herr von Waldheim, das ist eine ganz — ganz kleine Lüge aus Artigkeit."

„Lüge?"

„Es ist eine alte Sage von dem schwarzen und dem weißen Ritter, die dem Wildgrafen bei seiner letzten lustigen Jagd zur Seite waren; würde ein unbefangener Betrachter Sie nicht den weißen und mich den schwarzen Engel der Prinzessin nennen? Und da soll es ein Glück sein, daß Sie den schwarzen trafen, der Ihnen so viel zu bessern, so viel zu streiten giebt!"

„Spotten Sie nur! Das ist die bittere Schaale um einen edlen Kern. Nicht Jedem ward diese Erkenntniß zu Theil, mir aber gewährte sie die Gunst des Himmels. Auch Ihre Seele ist eine große und einsame."

„Ja wohl einsam!" Sie gedachte Julians.

Ihm klang es wie eine Ermuthigung und wärmer redete er: „Nächst dem Glauben hat der Mensch nichts Theureres und Heiligeres als die Freundschaft. Wo er unter der Menge der Gleichgültigen einem ihm gleichgestimmten Wesen begegnet, soll er nicht nachlassen, bis

er die Vereinigung mit ihm gefunden, die Harmonie seines und des fremden Herzens. So steh' ich zu Ihnen. Vieles trennt uns noch und im Anfang unserer Bekanntschaft erschienen mir diese Gegensätze wie eben so viele unüberwindliche, eherne Mauern."

„Und sind Sie es nicht? Ich liebe die Welt, die Lust und den Ruhm. Ich hab' es nie verläugnet. Andere Gesinnungen sind in Ihnen mächtig. Auch sie mögen einen Theil der Wahrheit enthalten und ich schätze sie wohl, aber folgen kann ich ihnen nicht."

„Sie kehren immer nur den Widerspruch, nie das Vermittelnde zwischen uns hervor. Ich gestehe ja, daß manche Irrung uns geschieden, entzweit sogar, daß wir zuweilen in unfreundlicher Stimmung von einander gingen. Soll es aber, muß es beständig so bleiben?"

„Wollen Sie mich bekehren?"

„Bekehren — gewiß, nur nicht wie Sie es in diesem Augenblick verstehen. Zu Ihrem eigenen guten Geiste möchte ich sie zurückführen, von dem Sie äußerlich sich abgewandt und an den Sie innerlich doch noch mit alter Treue glauben."

„Sie haben merkwürdige Einblicke in mein Herz."

Der sanfte Ton ihrer Rede, der seine Vermuthung wie mit schüchternem Eingeständniß bestätigte, entzückte ihn und gab ihm ein höheres Feuer: „Und dieses gute

und schöne Herz sollte den reichen Schatz seiner Empfindungen unter nichtigen Eitelkeiten, in flüchtigen Genüssen vergraben und verlieren? Denn befriedigt Sie dies Spiel mit der Welt? Ja, sagen Sie laut und trocknen heimlich die Thräne an ihrer Wimper. Aus Verzweiflung, um der innern Leere zu entgehen, stürzen Sie sich in den Taumel. Ihnen mangelt die Liebe, eine beseligende, beruhigende Liebe. Und woher ich Sie so genau kenne? fragt mich Ihr Blick. Ach, Fräulein Diana, nur den täuscht Ihre Heiterkeit, der niemals herbste Schmerzen vor den andern zu verbergen und mit alltäglichen Pflichten auszugleichen hatte. Ich aber las die Schwermuth, die Verdrossenheit auf Ihrer Stirn; wenn Alle Sie von Ihren künstlerischen Triumphen berauscht wähnten, suchte Ihr Auge nicht nach dem Lorbeerkranz, sondern in die Ferne nach dem Unaussprechlichen, ich belauschte Ihre Seufzer, Ihre Thränen. Es ist etwas Geheimnißvolles um Sie, sagen Manche; es ist die Sehnsucht nach einer befreundeten, Sie ganz verstehenden Seele, die ungestillt sich aus dem wüsten Getümmel scheu in ihr süßqualvolles Geheimniß zurückflüchtet."

Bis hierher war das Gespräch ruhigen Ganges gekommen. Diana kannte Franziscus' steife, redselige, belehrende Weise; „er hat einen priesterlichen Anhauch," damit entschuldigte sie ihn, auch wenn er sie mit seinem

Glauben und seinen Ermahnungen langweilte. Als er ihr sein Geleit durch den Wald angeboten, wußte sie im Voraus, daß er das alte Thema wieder aufnehmen würde. Ueberdies bestand seit einigen Tagen ein kleiner Krieg unter ihnen. Das waren unvermeidliche Störungen und Reibungen, die sich stets erneuerten, so oft auch Waffenstillstand und Friede geschlossen wurden, trotz Franziscus' Nachgiebigkeit. Sie waren beide ehrgeizige Naturen, an einem kleinen Hofe, ihre Ansichten und Pläne weit verschieden; Diana unabhängiger und freier gestellt, als Franziscus, mit ihren, vom Vater und Bruder empfangenen republikanischen Gesinnungen, durch ihr Talent in ihrem Selbstgefühl bestärkt, offen erklärend, daß sie in der Prinzessin nur eine ältere großmüthige Freundin, aber nicht eine Herrin sähe... Franziscus gewandter, geschmeidiger, etwas von einem Höfling, etwas von einem Priester — an Zwistigkeiten konnte es nicht fehlen.

Daher, aus seiner Absicht, wieder Frieden zu schließen, hatte sie sich im Anfang seine Reden erklärt. Jetzt verschleierte sich ihr Blick. Dies Senken der Wimpern über das Auge entschied Franziscus' Geschick. Ihm gab es Kühnheit, Hoffnung, für sie bedeutete es: merk auf, das ist ein Feind. Was drängt er sich in dein geheimes Sein? Warum belauscht er dich? Ohne

Zweifel weiß er noch mehr, als er sich vergessend eingesteht. Er wird deine Dienerinnen bestochen haben, er ist Martha's Freund, er weiß, daß du Julian liebst, und glaubt dir darum seine Bedingungen vorschreiben zu können! Deiner Liebe wegen sollst du ihm unterwürfig werden! Vielleicht hat auch Lothar vor der Zeit durch ein halbes unbedachtes Wort diesem schlauen, heimtückischen Mann verrathen, wer du bist — es ist dein Feind, so vernichte ihn!

„Denselben Schmerz," sagte bewegt Herr Franziscus, „leide ich, litt ihn noch heftiger, ehe ich Sie kannte. Sie sind mir wie der Stern der Verheißung aufgegangen und welche Wolken mir auch seinen Glanz zu entziehen drohten, immer brach er siegreich hindurch und wandelte sicher seine strahlende Bahn. Auf Ihnen beruht meines irdischen Lebens einzige, mich tröstende und erhaltende Hoffnung, darf ich es sagen, auf Ihrer Liebe?"

„Herr von Waldheim!"

„Mißkennen, mißachten Sie mich nicht! Es ist nicht der Rausch eines Jünglings, eine zügellose unwürdige Leidenschaft, es ist die zärtliche Neigung und Hingebung eines Mannes, der viel und unstät vom rauhen Sturm im Leben umhergeschleudert ward und zu Ihren Füßen seine Rettung und sein Asyl sucht.

Seit ich Sie gesehen, liebe ich Sie, wider meinen Willen, mit Unlust und Verdruß. Lange, unermüdlich rang ich mit diesem Gefühl, es ist Sieger über mich geworden, da bin ich nun. Wären Sie glücklich, ahnte ich, daß Ihr Herz sich einem Andern ergeben, in sich verschlossen hätte sich meine Neigung und wortlos wäre ich von Ihnen geschieden. Aber Sie sind allein, Sie haben, so hartnäckig Sie es bestreiten, die lebhafte Empfindung Ihrer Bedürftigkeit. Ist es allzukühn, wenn ich Ihrer nicht ganz unwerth zu sein glaube?"

Diana schwankte, hatte sie sich in ihm getäuscht? Nur erhob ihn seine Liebe nicht in ihren Augen, sie erniedrigte ihn. Für sie lag ein häßlicher Schatten darüber; dieses Mannes Liebe, dachte sie, ist so unheimlich und widrig, wie die eines katholischen Priesters, er ist ja mit seiner ewigen Gottesfurcht ein halber Priester. Sonst hatte sie ihn gern, sie schätzte seinen Geist, oft vertiefte sie sich mit ihm in die Irrgänge des Denkens, die Ruhe und Kälte, die sie ihm gegenüber bewahrte, vermuthete sie auch in ihm. Nun ärgerte es sie, daß es nicht so war. Was er „seinen Kampf" nannte, galt ihr als eine verächtliche Verstellung; anders, muthiger, aufrichtiger mußte der Mann ihrer Liebe sein Und wenn sie nun in raschen Gedanken Julian oder selbst Lothar, der „doch etwas für sie gethan," mit

Franziscus verglich, fand sie in seiner Liebeserklärung nur einen Stoff zum Scherz.

„Ich steh' überrascht, Herr von Waldheim. Vergebung, ich glaubte Sie so ungetheilt, so innig mit der Ewigkeit beschäftigt... wenn Sie noch irdischen Bestrebungen nachhingen, auch diese hatten einen Heiligenschein. Er denkt wohl, sagte ich mir, an die Verherrlichung der Kirche... aber an die Liebe eines armen Mädchens, wie ich" —

„O, foltern Sie mich nicht mit diesem Vorwurf, denn ein Vorwurf ist es in Ihrem Munde!"

„Herr von Waldheim, nur eine Frage, die Sie nach Allem, was geschehen, nicht mißdeuten können. Warum lieben Sie mich? Ist's das Unsagbare, das Sie zu mir führt, der letzte Schimmer jenes Blickes, den Julia auf Romeo warf, ist's mein Betragen, das Sie so kühn macht?"

Franziscus seufzte, allein sie lächelte. Es mochte eine jener Neckereien sein, mit denen sie ernste Dinge und Entscheidungen von sich eine Weile entfernt zu halten pflegte.

„Nein, nein! Ihr Wesen ist's, Ihre Anmuth!" rief er auflodernd. „Wer, dem eine Ahnung des Schönen geschenkt ward, betrachtete ein göttliches Kunstwerk und bewunderte es nicht? Sehnte sich nicht, wenn es eben

nicht unerreichbar ist, wie die Sterne und die Morgenröthe, nach seinem Besitze? Sie sind für mich süße Ruhe, der Trost meiner Seele — Diana, wollen Sie mich denn nicht verstehen?"

Nun konnte sie nicht mehr ausweichen. Sein Gesicht, seine Geberde sprachen allzudeutlich. In dem Mönch regt sich der Ritter — diese Betrachtung zwang sie zum Ernst.

„Herr von Waldheim, es soll also kein Spiel sein, den Weg abzukürzen, anmuthig im Scherz auszuklingen? Dann verzeihen Sie mir, ich danke für Ihr Geständniß und besitze Freundschaft genug für Sie, es zu vergessen."

Wäre eine Streitaxt auf ihn herabgeschmettert, tiefer hätte sie ihn nicht niedergeschlagen, als diese eisige Kälte. Wie einer, der zusammenbricht, in die Luft nach einer Stütze greift, so faßte er nach dem Ast des Baumes neben ihm. Hastig schritt sie indessen vor und wäre über eine Wurzel gefallen, hätte sie seine Hand nicht gehalten. Von der Erschütterung war ihre dünne goldene Halskette gerissen und mit dem Medaillon, das sie daran trug, ihr entglitten. Sie beachtete nicht gleich, daß er es vom Boden aufhob, denn heftig brach er aus: „Sie lieben, Diana, Sie lieben einen Andern!"

„Und wenn dem so wäre, kümmert es Sie?"

„Wenig," versetzte er dumpf, „ich hätte nur einen Gegenstand für meine Rache."

Sie zuckte die Schulter.

„Diana, Sie verwunden das treueste Herz! Sie glauben, weil ich Ihnen meine Schwäche gestanden, wenn es nicht eher ein Verhängniß war, Sie unaussprechlich zu lieben, mich verachten zu dürfen! Wehe uns Beiden, reizen Sie mich länger!"

Die Verwandlung war vollständig, ein zorniger, leidenschaftlicher Mann redete mit ihr.

„Ich bitte Sie, Herr von Waldheim, enden wir dies nutzlose, mich quälende Gespräch. Sie haben sich in mir geirrt, ich bin nicht für Liebeständeleien geboren. Ich bedauere, daß meine Antwort Sie verletzte, aber nicht Sie, ich bin die Beleidigte. Kein Recht hab' ich Ihnen gegeben, mir von Liebe zu sprechen. Vergessen Sie denn ganz, daß ich die Freundin der Frau bin, in deren Dienst und deren Ritter Sie sind?"

„Welch' ein Verdacht! Diana, Sie können meine Huldigungen der Prinzessin —"

„Genug!" unterbrach sie ihn mit jungfräulichem Stolz ... „Ihre Entschuldigungen sind nicht für mein Ohr. Ich will dieselben Lippen nicht heute die göttliche und morgen die irdische Liebe in häßlicher Vermischung bekennen hören."

„Wen liebt sie nur! wen liebt sie nur!“ sagte er zähneknirschend.

Diana aber athmete auf. Der Wald lichtete sich, aus geringer Entfernung brauste ein Eisenbahnzug heran, sie gingen am Rande der großen Fahrstraße entlang. „Drüben liegt Sibyllenruh,“ so wollte sie scheiden. Hinter ihnen brach und knickte es in den Gebüschen wie von heraneilenden Schritten. Dennoch schien er sie nicht lassen zu wollen; er hielt sie am Kleide fest. So ward sie genöthigt, sich noch einmal nach ihm umzusehen. In seinen Händen bemerkte sie da ihre Kette, ihr Medaillon. Dieser Anblick kam ihr so unerwartet, daß sie aufschrie, erblaßte — nun war es vergebens, daß sie trotzig rief: „So geben Sie doch!“

Franziscus hatte ihre Bewegung errathen und die Kapsel geöffnet. „Das also ist's!“ sagte er zurückfahrend, als starre ihm ein Dämon entgegen — „Sie lieben Ihren Bruder!“

Aber Diana erschrak nicht, weiß und starr stand sie, wie von Marmor, nur ihr Auge blitzte. „Das ist zu viel, Herr von Waldheim,“ hauchte sie. „Die Prinzessin soll Ihnen meine Antwort sagen.“

Um die Hand die goldene Kette geschlungen, den Blick auf das kleine Miniaturbild festgewurzelt . . . als er aus seiner Betäubung auffuhr, war sie schon auf

der andern Seite der Straße und zwischen ihm und ihr lehnte an einem Baum, die gespannte Büchse im Arm, in fester Haltung, den Kopf sogar hochmüthig emporgeworfen, Berthold Hart. Stumm maßen sich die beiden Männer: fast herausfordernd der Eine, der in dieser Demüthigung eines vornehmen Mannes seine Eitelkeit und seinen Haß gegen die Adligen befriedigte, ohne Kraft, ohne Entschluß des Widerstandes der Andere.

Schweigend entfernte sich Herr Franziscus von der verhängnißvollen Stätte. Hin und her irrte er durch den Wald. Zu viel hatte er verloren, um sich gleich besonnen fassen zu können. Eher den Einsturz des Himmels, als solche Begegnung von Diana hätte er geträumt. Und nun mußte er erfahren, daß sie ihren Bruder liebte — ihren Bruder, Martha's Gemahl. Ein namenloses Grausiges wehte aus dieser Verknüpfung der Geschicke ihn an. Mit fatalistischer Ueberzeugung hätte er ausrufen mögen: es giebt Menschen, die zu Freveln und Sünden wider die Natur verdammt sind, denen eine dunkle Leidenschaft die herrlichsten Gaben und die höchste Schönheit vergiftet. Vom rechten Pfade nach dem Schlosse abgekommen, ging er planlos im Abenddüster auf einsamen Stegen fort. Nach langem Umherstreifen fand er endlich in dem menschenleeren

Walde Clotilde, die eilig zum Dorfe wollte. Sie führte ihn dann. Die Aufregung, in der sie sich befand, beruhigte allmählig die seine. Auf seine theilnehmenden Fragen erzählte sie, daß Sibylle im hitzigen Fieber tobe und rase, sie suche Hülfe bei dem Arzt, den der gnädige Herr vor Kurzem in's Dorf gerufen.

Im Schlosse nahm man Herrn Franziscus mit einigem Erstaunen auf. Schon vor mehreren Stunden sei die Prinzessin, die ihn vergeblich erwartet, abgefahren, durch den Garten und die Haide hätte man die Diener nach ihm gesandt, alle seien ohne ihn wiedergekommen und man habe sich endlich damit beruhigt, er sei nach Sibyllenruh vorausgegangen. Martha vornämlich tadelte sein Ausbleiben, es wäre unverzeihlich von ihm, über seine Träumereien seine nächsten Pflichten außer Acht zu lassen, in ungnädigster Laune sei die Prinzessin geschieden. Wenn Franziscus sich noch in seinem Abenteuer und der phantastischen Welt, die sich daran knüpfte, bewegte, so rief ihn diese Aeußerung zur Wirklichkeit zurück. Er entsann sich der Drohung Diana's, hier galt kein Zögern, dringend forderte er ein Pferd. Julian hatte Mitleid mit seinem verstörten Wesen: das Unglück sei nun einmal geschehen, die Ungnade der Prinzessin verdient, ob er in der Nacht, ob am Morgen einträfe, das werde nichts daran ändern,

er solle sich schonen und in Andlau übernachten, der Zorn einer Frau verrauche bald ...

Aber Franziscus trieb es von hinnen — eine unsichtbare Hand mit geschwungener Geißel, so war es ihm wenigstens.

Auf Julians bestem Renner sprengte er fort, wie der Sturmwind dahin, im Dunkeln, unter sternenlosem Himmel ... er gedachte des wilden Jägers, von dem sie scherzend gesprochen; brauste nicht auch so eine wilde Jagd wüster Schatten, irrer Gebilde ihm nach?

V.

Sibyllens Krankheit hatte rasch einen gefährlichen Verlauf genommen. Mit Mühe brachte der Arzt, als er mit Clotilden das Epheuhaus erreicht, die Irrsinnige zu Bett und durch seine Arzeneien zu einem kurzen unruhigen Schlaf. Die Gewalt des Fiebers vermochte er nicht zu brechen, das die Arme fünf Tage wie in eiserner Umarmung schüttelte. Schreckliche Phantasieen bestürmten sie, immer wollte sie hinaus, in den See. Muthig und unermüdlich in ihrer Pflege hielt Clotilde bei ihr aus. Von den Leuten des Dorfes war keiner zu bewegen, am Lager der bösen Sibylle zu wachen. „Sie erndtet nun, was sie gesäet," sagte der Pfarrer in seiner rauhen Strenge zu Julian, der die Hartherzigkeit und den Aberglauben der Bauern schalt. „Hat sie je ihre Nächstenpflicht geübt? Barmherzigkeit ist schon gut, aber wer Gott nicht scheut und die Menschen nicht liebt, verdient sie nicht; der soll nicht mit Ruthen, sondern mit Skorpionen gezüchtigt werden."

Nur Berthold theilte mit Clotilden und dem Arzt die Sorge für die Kranke. Wie ihn denn alles Abenteuerliche reizte, hatte er sich seit seiner Ankunft in Andlau mit der seltsamen Frau beschäftigt und sich durch ihre Schroffheit nicht abstoßen lassen. Daß sein Freund Bruno Galor, der doch eine tapfere Seele besaß, sie mied und es am gerathensten fand, lieber vor ihr zu flüchten, als in ihrer Nähe zu verweilen, flößte ihm noch eine lebhaftere Theilnahme für sie ein. So verließ er sie denn in ihrer letzten Noth nicht und kam oft nach der Insel, ihr nach seinen Kräften beizustehen. Die Gegenwart Clotildens ertrug er, wie sie die seine, mit äußerlichem Gleichmuth. Sieht man doch am Bette eines sterbenden Vaters feindliche Brüder sich die Hände reichen und die grimmigsten Leidenschaften durch die ihnen gemeinsame Trauer gebändigt.

Am siebenten Tage wurden die Fieberanfälle schwächer, die Leidende ruhiger, allein ihre Kräfte waren erschöpft, sichtbar ging sie dem Tode entgegen. Diese Nachricht hatte sich bald durch Berthold und den Arzt im Schlosse verbreitet; sie machte einen unerwarteten Eindruck auf Martha. Bis dahin hatte die Theilnahmlosigkeit der Baronin gegen Sibylle, die beinahe einer heftigen, geheimen Feindschaft glich, durch nichts erschüttert werden können: erst auf Julians ausgesprochenen Wunsch, der

einmal, gerade während der wildesten Raserei Sibyllens, drüben gewesen, schickte sie der Kranken Erfrischungen nach der Wahl des Arztes. Jetzt beschloß sie in ihrer raschen und plötzlichen Weise Sibylle vor ihrem Ende zu sehen, das sei sie einer langjährigen Dienerin ihrer Mutter schuldig.

In einer Abendstunde landete sie an der stillen Insel. Am Ufer hieß sie den Diener, der sie hinübergefahren, ihre Rückkehr erwarten. Selbst wenn Martha Thaten der Milde und Güte übte, bewahrte sie die Hoheit und Unnahbarkeit einer Fürstin; ihre außerordentliche, blendende Schönheit verhinderte gleichsam den vollen Ausdruck herzinnigsten Mitleids. Im strahlenden Glanze schimmerte auf ihrem Antlitz der Adel ihres Geistes, man konnte es sich von Liebesgluth und höchster Freude sanft geröthet, in tragischem Schmerz erstarrt denken, aber der sanfte Zug des Wohlwollens und der Demuth fehlte ihm. Vielleicht bemerkte Clotilde, als sie der Baronin über die zerbröckelnden Stiegen und durch die finstere Hausflur half, diesen Mangel nicht, aber sie empfand seine Wirkung. Ohne ihr mehr als einen kalten Gruß und einen noch kälteren Blick zu schenken, schritt Martha in das Zimmer der Kranken.

Aus leichtem Schlummer erwacht saß Sibylle halb aufgerichtet im Bett.

„Kennst Du mich noch?“ fragte Martha, sich zu ihr neigend.

„Die Frau Baronin! Eine seltene Ehre!“

„Ich bin zu Dir gekommen, um von Dir selbst zu hören, was Du bedarfst, welche Wünsche Du hast.“

„Ist es schon so weit mit mir?“

„Wir hoffen, Du wirst Deine Krankheit überstehen, aber in so schweren und gefährlichen Leiden hat Jeder das Bedürfniß, zu ordnen, was nach ihm bleibt.“

„Das ist wenig, Frau Baronin; ich habe keine Schätze und was noch besser ist, keine Erben.“

Clotilde hatte indessen einen altmodischen Ledersessel für die Baronin aus der Fensternische herbeigeholt; darin sich niedersetzend, winkte ihr diese hinauszugehen.

Mit ihrer knöchernen Hand deutete Sibylle auf die geschnitzte hohe Lehne des Sessels: „Da ist Ihr Wappen, Frau Baronin, und so auf Allem, was in diesem Hause steht, es ist ein Geschenk Ihrer Mutter. Nach meinem Tode wird es wieder in das Schloß zurückwandern, in die Trödelkammer, wohin man mich auch schon lange geworfen.“

„Hast Du Dir nicht selbst diese Insel und dies Haus von der Mutter erbeten?“

„Ja, der Buße wegen.“

„Buße?“

„Ist Ihnen das so neu? Die Kinder im Dorfe singen ja von Margarethe, die unten im See schläft."

„Laß das, ich habe nichts damit zu schaffen!"

„Aber ich und Ihre gnädige Frau Mutter!"

„Meine Mutter ... hüte Dich vor der Lüge."

„Wenn Sie Lügen von mir fürchteten, warum wären Sie denn gekommen? Aus Mitleid doch nicht mit der elenden, sterbenden Sibylle! Ich kenne die Großen. Setze Dein Vertrauen nicht auf sie, aller Menschen undankbarste und treuloseste sind sie! Mein Geheimniß wollen Sie haben, Frau Baronin, mein Geheimniß!"

„Freilich kam ich zu Dir, von der alten Zeit zu reden. Ich leugne es nicht, Dein eigenes Herz dachte ich dadurch zu erleichtern. An allen Freveln, die hier verübt wurden, bin ich unschuldig, Du zumeist wirst es mir bezeugen. Nicht Gewissensangst noch Furcht bewegt mich, nur sühnen möcht' ich, was die Leidenschaft der Mutter vielleicht verbrach; so sühne auch Du."

Sibylle schwieg. Näher rückte Martha den Sessel ihrem Bett und dämpfte die Stimme: „Bruno Galor ist des Glaubens, Du habest Margaretha's Kind, meines Vaters Tochter entführt."

Ihre Augen schloß die Kranke. „Glaubt er? Und Sie auch?"

„Rede! Was nützt Dir noch das Schweigen? Es wird Dir den Tod nicht leichter machen.“

„Aber es könnte mich rächen.“

„Rächen? An wem? Margarethe ist todt, wo ist ihr Kind?

„Es lebt.“

„Es lebt!“

Die todtblassen Mienen Sibyllens änderten, ihre Wimpern öffneten sich nicht, obgleich ihre grollende Seele einen Augenblick des größten Triumphes bei diesem schreckerfüllten Ausruf Martha's genoß.

Weit zurück von ihr hatte sich Martha in den Sessel gelehnt.

„So hast Du es geraubt?“ fragte sie wieder.

„Ich.“

„Und meine Mutter hatte Kenntniß davon, sie duldete den Raub?“

„Sie haßte Margarethe wie ich, sie war in ihrer Liebe beleidigt, wie ich in der meinigen. Wir handelten einig.“

„O meine Mutter! Mein armer Vater!“

In den Epheuranken und über das Dach hin sauste ein ungestümer Wind, einzelne schwere Regentropfen schlugen an die Scheiben... so fielen brennende Thränen aus Martha's Augen.

Auf blickte Sibylle: „Sie weinen doch nicht? Auge um Auge, Zahn um Zahn, sagt die Schrift. Wir vergalten, was sie uns gethan."

„Dir? Was that Margaretha Dir?"

„Das ist mein Schmerz."

„Und nun kannst Du ruhig auf diesen Stätten leben?"

„Ich sagt' es Ihnen ja: ich büße. Mit jedem Morgen, der über den Wassern aufleuchtet, sehe ich meine That wie im Spiegel. Der Abendnebel webt mir ihr Bild, die Mondstrahlen zeichnen es mir auf die Dielen — da und da, allüberall! Hat die Hölle eine härtere Strafe?"

„Und doch rührt sie Dich nicht!"

„Ich ertrage sie."

In dem Schweigen, das eintrat, schlug im Nebenzimmer die Uhr die siebente Stunde.

„Was wurde aus dem Kinde?"

„Es gerieth in gute Hände."

„Mit Deinem Willen?"

„Nein," sagte Sibylle mit unheimlichem Lächeln. „Es war zum Elend bestimmt, aber das Schicksal nahm es aus meiner und Ihrer Mutter Hand. Ich hatte das Mädchen in die Hauptstadt gebracht, zu einer meiner Verwandten. Arm und dürftig sollte es erzogen werden

und kein Freiherr ihm wie Margarethen die rothgoldenen Haare mit Perlen durchflechten. Da brach Feuer in dem Hause aus, Alles verbrannte in dem Zimmer, in dem das Kind schlief — aus der brennenden Wiege ward es gerettet."

„Du schweigst; weiter."

„Eine reiche Dame fuhr zur selben Zeit durch die Gasse, die Noth des kleinen mutterlosen Wesens rührte sie, von der Stunde an ward es ihre Tochter."

„Du kennst sie?"

„Ja."

„So lebt meine Schwester!" rief Martha aus. „So ist sie denn gefunden, die Langgesuchte, und Lothar's Ahnungen haben Recht behalten. Meine Schwester! Mit welchen Empfindungen wird sie mich, werde ich sie zum ersten Mal sehen! Aber gleichviel, möge aus dieser Entdeckung entstehen, was will und kann, ich habe meine Pflicht erfüllt, dem Wunsch meines Vaters genügt und bin vorwurfsfrei. So nenne mir ihren Namen."

„Ihre Mutter kannte ihn besser als ich und hat ihn nicht genannt. Ich werde schweigen wie sie.

„Sibylle!"

„Wenn ich nicht rede, wird die Vergangenheit ein lautloses Grab sein, ein Buch mit sieben Siegeln: ich will nicht reden."

„Aus Rache nicht? Hassest Du Margaretha noch in ihrer Tochter und gönnst ihr den Reichthum nicht, den mein Vater ihr vermacht?“

„Sie bedarf dessen nicht und verschmäht ihn vielleicht.“

„Du kennst sie ja sehr genau,“ meinte Martha mit einem Anflug von Spott und fuhr fort: „Ich wußte, daß ich mit einer störrischen und hartnäckigen Frau handeln ging, aber ich erwartete, daß Du im Angesicht des Todes guten Worten nachgeben und Deine unsinnigen Rachegedanken, mit denen Du nur Dein Dasein Dir verbittert hast, als nichtig erkennen würdest. Wenn es nicht Trotz ist, mir eine Bitte zu weigern, begreife ich Deine Schweigsamkeit nicht, da Du so Vieles und Dein Vergehen eingeräumt. Wem thust Du einen Dienst damit?“

„Mir selbst!“ Hoch richtete sich Sibylle in ihren Kissen auf. Mit der fliegenden Röthe des Fiebers mischte sich auf ihren eingefallenen Wangen die aufsteigende Gluth einer lang verschwiegenen und im Stillen genährten Erbitterung, ein elektrischer Strom schien ihren von der Krankheit erschöpften Körper wie mit flüssigem Feuer zu durchrauschen. „Diesen Tag hab' ich erwartet, zehn Jahre erwartet! Eine späte, süße Frucht! Die Tochter der stolzen Baronin kommt als

8*

Bittende zu mir, der Verstoßenen, ihr Gewissen zu beschwichtigen!"

„Du bist eine Thörin," unterbrach sie heftig Martha. „Deine Schuld verwirrt Dir den Verstand noch mehr als das Fieber. So hast Du auch meine Mutter geängstigt und in ihrer gutmüthigen Schwäche hat sie Deine Tyrannei geduldet. Schlimm fährst Du aber mit mir. Willst Du mir die Schwester nicht nennen, ich zwinge Dich nicht. Du hast mich der Sorge um sie enthoben. Wohl ihr, kann sie meiner entbehren, ich kann es auch. Leb wohl!"

„Wie Feuer vom Himmel wird das Gericht über Sie fallen!" rief Sibylle mit kreischender Stimme. „Und bald! Die Zeit ist nahe! Die Augen der Sterbenden sehen gut und hinter Ihrer erheuchelten Verachtung seh' ich Verwirrung und Angst vor dieser Schwester Sie peinigen. Die Sünden der Väter sollen gerächt werden an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied. Das fürchten Sie und möchten die alte Sibylle bereden, Ihre Zweifel zu zerstreuen und Ihnen Frieden zu geben. Ich aber hinterlasse Ihnen ewige Unruhe und Sorge zum Erbe, wie ein Schwert sollen sie über Ihrem Haupte hängen!"

Erschöpft, mit dumpfem Stöhnen sank sie auf das Lager zurück.

Trotz ihres Unwillens erbarmte sich Martha ihrer, sie nahm eins der auf dem Tisch stehenden Gläser, um es der Kranken zu reichen, diese aber stieß die mitleidige Hand von sich, daß ihr das Glas entfiel und klirrend auf der Erde zersprang.

„Blut ist daran," schrie sie, „ungerochenes Blut! Es dampft bis zu mir herauf; weg von mir! Blut liegt auf Ihrem Kleide, Blut klebt an Ihrer Hand!"

„Halt inne!" drohte Martha mit erhobenem Finger. „Dein Maß läuft über ... Bitte zu Gott, daß er Dich bald sterben läßt." —

— Vor fünfundzwanzig Jahren war Sibylle die bevorzugte und liebste Dienerin Elisabeth's von Andlau gewesen. Eine Jugendfreundschaft vereinigte beide. Als Kind war Sibylle oft aus dem Dorfe in das Schloß der Borkhausen gerufen worden und hatte mit der Tochter des Hauses im fröhlichen Spiel sich getummelt. Dort, im Garten, auf den Rasenplätzen gewannen sich die Mädchen lieb; wenn die Lehrstunde einmal im besten Spiel Elisabeth abrief, hatte sie wohl die Gefährtin mit sich genommen, wie das Vergnügen, so sollte ihnen auch die Arbeit gleich sein. Das Wenige, was Sibylle in dieser Weise erlernte, konnte nicht zur Grundlage einer wahrhaften Bildung dienen, dazu fehlte ihm das Stätige.

und Gleichmäßige, nur zuweilen wohnte das Bauermädchen dem Unterricht des Fräuleins bei und besaß in ihrer leichtsinnigen, dem Ernsten abgewandten Natur auch nicht die Fähigkeit und den Willen, diese Lücken durch angestrengte Selbstarbeit auszufüllen. Aber sie lernte doch genug, um sich besser und vornehmer als ihre Gespielinnen im Dorfe zu dünken, ein sonderbares Bild der Welt aus ihren halbverstandenen Kenntnissen sich zu entwerfen und ihre rege Phantasie mit wunderlichen Vorstellungen zu bevölkern. Ein scharfer natürlicher Verstand unterstützte ihre Eitelkeit und verlieh ihr einen Schein geistigen Gehalts, mit dem sie geschickt zu spielen verstand.

In die Welt des Dorfes paßte sie längst nicht mehr, wie ein Kind aus seinem Flügelkleide war sie darüber hinausgewachsen. Unter diesen Umständen war es ein Glück für sie, daß Elisabeth ihrer nicht vergaß und sie in ihren Dienst berief. Freudig willigte Sibylle ein, sie träumte große Dinge von dem Leben in der Stadt. Von diesen Wünschen ging nun zwar keiner in Erfüllung, aber ihre Stellung war sicher, behaglich und bot ihren lebhaften Sinnen unendlich mehr Abwechselungen als die Eintönigkeit des Dorfes. Die Luft, die sie einathmete, hatte doch etwas von dem Hauch der vornehmen Welt, eine und die andere Welle dieses Stromes verlief sich

bis zu ihren Füßen. Nicht als Dienerin, als Freundin und Vertraute behandelte sie Fräulein Elisabeth.

Dies Verhältniß wurde nach ihrer Vermählung noch inniger. Denn bald stellte sich heraus, wie unvereinbar die Charaktere des Freiherrn und seiner Gemahlin waren. Herman Andlau galt bei den Frauen als ein schöner, gefährlicher Mann, von feinstem Betragen und verschwenderischer Freigebigkeit. Aber seine Neigungen wechselten so häufig wie seine Ansichten und Urtheile. Ein geistreicher Mensch, kraus, das Ungewöhnliche liebend und verfechtend, beständig wie auf dem Sprunge von einer Liebhaberei zur andern: zuweilen saß er tagelang einsam im Schloß zu Andlau und kam kaum aus seiner Bibliothek heraus, zu andern Zeiten waren ihm die Tage für seine Jagden und die Nächte für seine Feste zu kurz. Jede neue Erfindung hatte an ihm ihren wärmsten Vertheidiger, bis eine „neuste“ sie aus seiner Gunst verdrängte. Auf griff er Alles, aber vollendete nichts. Mit diesem Manne hatte das Leben seine Schwierigkeit und nur eine feste gediegene Persönlichkeit konnte diese Aufgabe leidlich lösen. Elisabeth Borkhausen nannte man in ihrer Familie die Lilie: so blaß und keusch war ihre Schönheit, ganz nur Schimmer und Schmelz. Niemand bestritt ihre Tugenden, ihre Sinnigkeit, das echt Weibliche in ihr, allein sie bedurfte

der Anlehnung, sie war nichts durch sich. Einem thatkräftigen, bestimmten und ruhigen Manne wäre sie die liebliche Fee eines immer geschmückten und ihn freudig empfangenden Hauses gewesen. Gern und ohne je, auch nur im Wunsch, vom richtigen Pfad zu irren, hätte sie die Bahn des Lebens, die er ihr vorgezeichnet, durchschritten und Glück genannt, sich in seinen Willen mit sanfter Nachgiebigkeit zu fügen. Einer schlechten Leitung hatte sie sich da anvertraut, als sie von seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit bestochen, Herman Andlau ihre Hand reichte. An ihm war Alles jählings, unerwartet, unberechenbar ... ein Gemisch guter und selbst edler Eigenschaften, aber ohne Dauer. Nach der Geburt ihres ersten und einzigen Kindes, Martha's, brach der Zwiespalt beider Gatten offen aus. Der Jähzorn des Freiherrn erschreckte Elisabeth, seine Treulosigkeiten erbitterten sie. Einer gleichgültigen Frau wäre allmählig die Wunde verharscht und da in Herman Andlau's Seele kein eigentlich böses Gefühl vorwaltete, so hätte ein erträgliches Verhältniß vor der Welt, wie so oft, den tiefen Riß überbauen und die Gatten sogar in späteren Jahren einander nähern können. Zu ihrem Unglück liebte ihn Elisabeth, der Gram verwischte ihre Schönheit und untergrub ihre Gesundheit. Mit mürrischer, argwöhnischer Eifersucht bewachte und verfolgte sie seine Schritte.

Wenn er ein und ein ander Mal in reuiger Stimmung mit der Bitte um Vergebung auf den Lippen ihr nahte, verscheuchten ihn ihre Vorwürfe, ihr Weinen, ihr Schmollen. Viel lieber hätte er die „gewaltigste Gardinenpredigt“ unter „Donner und Blitz“ ausgehalten, nur nicht dies beständige „Beichthören“ mit der endlichen „halben Absolution.“ Und wie dem Herzen nach stand auch im Geiste Elisabeth unter ihm. Ihre Bildung hielt der seinen nicht die Wage, nie weckte seine stürmische Begeisterung für die Kunst in ihr nur ein leises Echo. Bald hatten sie darum jeden gemeinsamen Boden verloren, einen großen Theil des Jahres lebten sie schon getrennt, sie in Andlau, er auf Reisen.

Die Freundschaft Sibyllens wurde jetzt für Elisabeth unentbehrlich. Ihr klagte sie ihre Schmerzen, mit ihr entwarf sie Pläne, die Liebe ihres Gemahls wieder zu erwerben oder doch seine Abenteuer mit andern Frauen hindernd zu durchkreuzen. Diese Vertraulichkeit erhöhte unmerklich Sibyllens Einfluß und während die Namen noch blieben, waren doch die Rollen getauscht: Sibylle beherrschte unumschränkt ihre Gebieterin und das Haus. Das war eine strenge, harte Herrschaft; Sibyllens scharfe Züge drückten getreu ihr Wesen aus: ein Mädchen von hoher Gestalt, mit dunklen Haaren und Augen, nicht ohne eine gewisse marmorne Schönheit, dem aber

die Natur jeden gefälligen Reiz der Anmuth versagt. Man liebte sie nicht, man fürchtete sie; „wie die Norne sieht sie aus," sagte der Freiherr von ihr, „und es ist gut, immer drei Schritte von ihr entfernt zu bleiben." Nur wurde sie durch die Kälte und Scheu der Andern vor ihr nicht milder und zugänglicher; anfangs gefiel sie sich darin, noch härter zu erscheinen, als sie war, später verschmolz die Maske und ihr wahres Gesicht zu einem, der hervorstechendste Zug ihres Charakters war ihre Gefühllosigkeit. Immer neigte sie dahin, den Andern zu schaden, ihnen Leid zuzufügen und die kleinste Kränkung mit größerer zu vergelten. Es erbitterte ihre reizbare Eitelkeit, daß man andere Mädchen ihr vorzog, sie vergab es nicht, daß der Freiherr, der doch ein Kenner von Frauenschönheit und leicht zu entzünden war, nie mit ihr getändelt, sondern sie im Gegentheil mit verletzender Förmlichkeit behandelt. So haßte und verachtete sie schon in den Jahren der Jugend die Menschen. In solchem Umgang gerieth auch Elisabeth, in ihrer Schwäche Sibyllens Einflüsterungen nachgebend, auf schlimme Pfade. Haben einmal in einer Seele die bösen Leidenschaften des Neides und der Selbstsucht die Keime des Guten überwuchert und das Gefühl des Mitleids in Lieblosigkeit erstickt, so wird ihr die Gelegenheit zum Verbrechen nie entstehen. Denn wie die Wetter-

wolke den Blitz, trägt solche Seele formlos die Sünde in sich und das Schicksal giebt ihr nur die zufällige Gestalt.

Damals ward nach Andlau zur Gesellschaft der vielgelangweilten Baronin, zur Erziehung der kleinen Martha ein junges Mädchen gerufen. In dem Hause ihres Bruders hatte Elisabeth sie als Gouvernante gesehen und, von ihrer Sanftmuth und Heiterkeit gefällig berührt, nicht eher nachgelassen, als bis das Fräulein ihre bisherige Stellung mit einer ähnlichen bei ihr vertauscht. Gerade das Gegenbild Sibyllens war Margaretha Osten. Zarten Schmelz auf rosigen Wangen, feuchte Lippen, träumerische Augen hatte sie, eine blonde Schönheit. Bei all' ihrer Sinnigkeit kannte ihr Herz wie ihr Mund das Lächeln. Während Sibylle den Tänzen und Spielen der Bauern nur zusehen konnte, weil sie sich zu „vornehm“ dafür hielt, sie zu theilen, tanzte sie und mischte sich unter die Fröhlichen. Noch hatte die Einförmigkeit und das Drückende ihres Looses als Lehrerin und Erzieherin weder um ihre Erscheinung noch um ihre Seele jene undurchdringliche Kruste steifer Altjüngferlichkeit und schulmeisterlichen, leblosen Wissens gebildet, beide bewegten sich noch in schöner Freiheit. Bald schuf die Süße und Gute das traurige Andlau wieder zu einem heitern Wohnsitz um. Alle athmeten

bei ihren Blicken von der tyrannischen Gewalt Sibyllens auf. Mit Liebe kamen sie ihr entgegen, ihren Wunsch zu erfüllen, beeiferte sich jede Hand. Sogar Frau Elisabeth's grämliche Stimmung erheiterten die anmuthigen Reden und lieblichen Lieder Margaretha's. In schweigendem Groll zog sich Sibylle zurück; da die so eifrig behauptete Herrschaft über die Baronin ihr stückweis entschlüpfte, wollte sie ihre Stellung lieber gleich aufgeben, als allmählig entthront werden — noch aber mochte Elisabeth die treue Dienerin nicht missen und dieser selbst war es nicht Ernst mit „ihrer Flucht in ihr stilles Heimathsdorf," sie blieb und brütete fortan nur eins: das Verderben der Nebenbuhlerin.

Auf Andlau lebte als herrschaftlicher Förster Bruno Galor, ein stattlicher, junger Mann. Weit hätte das Mädchen durch das Gebirge wandern müssen, das sich einen gewandteren Tänzer, der Mann, der sich einen sicherern Schützen gesucht, als ihn. Diesen Mann hatte sich Sibylle zu ihrem Geliebten erwählt; ihn nehm' ich oder keinen, schwur sie sich. Daß er sie so gar nicht beachtete und doch so hoch über Alle hervorragte, war vielleicht der Ursprung, gewiß die beständige Erregung ihrer Leidenschaft. Wenn eine unerwiederte Neigung sich mit einem mächtigen Willen im Frauenherzen verbindet, erzeugt sich aus beiden ein Dämonisches. Sibylle

war schrecklich in ihrer Eifersucht, obgleich keine von allen Mädchen sie verdiente. Denn gleichgültigen Auges und Sinnes ging Bruno Galor an ihnen vorüber; zeichnete er eine aus, war es immer noch Sibylle, freilich dadurch, daß er eher einen Umweg machte, als ihr begegnete, und sich eilig von dem Tanzplatz entfernte, so bald sie darauf sich zeigte. Dabei blieb es, bis Margaretha in das Schloß kam. Nun erklärte sich Galor's Unempfindlichkeit, man erfuhr — und Sibylle nicht als die letzte —, daß er Margaretha liebe und mit ihr so gut wie versprochen sei. Beide waren aus demselben Landstädtchen gebürtig, Nachbarskinder, sie die Tochter des Schullehrers, er der einzige Sohn eines nicht unbegüterten Kaufmanns. Wie an einen ältern Bruder hatte sie sich an ihn gelehnt; als er die Stadt verließ und eine Forstacademie bezog, gelobten sie sich ewige Liebe, ewige Treue — halb im Kinderspiel, halb in jenen gefälligen Täuschungen befangen, welche um die Anfänge der Jugend glänzend spielen. Nach Jahren waren sie auf demselben Boden wieder vereinigt und ihr Gelöbniß sollte die erste Prüfung seiner Kraft bestehen. Bruno Galor hing noch mit der früheren, fast schwärmerischen Zärtlichkeit an der Geliebten, ängstlicher flatterte Margaretha's Herz in Unentschiedenheit. Je feiner sie sich entwickelt, desto rauher erschien ihr der Verlobte

in seiner derben Aeußerlichkeit, der Schwere seiner Empfindung. Wie Alle, welche die Kunst lieben und einer höheren Bildung für das Schöne fähig sind, stand auch sie im Zauberkreise des Scheins. Nur in seinem Schimmer hatte die Tugend und die Treue noch Werth für sie. Galor aber gehörte zu den ausdruckslosen Menschen, sein Gefühl lag verschlossen wie Berggewässer, tief unten murmelte es, allein in den seltensten Fällen brach es durch die harte Felsrinde. Ein anderer häßlicherer Grund mochte sich zu dieser seelischen Abneigung Margaretha's gesellen: in dem Reichthum, der sie umgab und lockte, ward ihr das einst so poetisch geträumte Leben im Walde zu einem grauen verwaschenen Bilde; wie so klein und unwürdig war das Loos, das ihr Galor bereiten konnte, im Vergleich zu ihrer Schönheit ...

Ein Tag entschied dann Alles für sie. Herman Andlau ritt eines Maimorgens den Schloßhügel hinauf, sie stand gerade am Fenster und grüßte erröthend den schönen Reiter, der verwundert zu der lieblichen, ihm noch unbekannten Mädchenerscheinung emporschaute. Vielleicht zum erstenmal in seinem Leben empfand der Freiherr eine wahre, echte Leidenschaft, er liebte das Fräulein. Lange widerstand sie nicht, auch ihr schlug die Schwäche zur Sünde aus. Schnell erfüllte sich das Verhängniß. „Nun bin ich ja wirklich die schicksalswebende Norne“,

sagte Sibylle in höhnischer Anspielung auf das Wort des Freiherrn. Schlau versteckte sie ihren Haß hinter der Beleidigung, die ihrer Herrin widerfahren, sie überredete Elisabeth, als die Entbindung Margaretha's heranrückte, Andlau zu verlassen und mit absichtlichem Lärm und Aufwand nach Goldau zu übersiedeln; es war wie die Aufkündigung der Ehe und sollte den Freiherrn, auf dessen wetterwendische Launen man rechnete, durch „die Oeffentlichkeit des Skandals" erschrecken. Aber der Freiherr wich nicht von der Geliebten; man hörte ihn sagen, er hoffe mit einem Schlage eine verhaßte Fessel abzuschütteln und ein glücklicheres Band zu schmieden. Alle Geister der Rache, der Eifersucht, der Sorge für ihr Kind, das nun ein fremdes, uneheliches mit Enterbung bedrohe, rief Sibylle mit fanatischer Leidenschaft in Elisabeth wach. So beschlossen beide den Raub Diana's, der Tochter Margaretha's. Unter dem Vorwand einer nothwendigen letzten Unterredung lud Elisabeth ihren Gemahl nach Goldau ein, weil seine Gegenwart in Andlau das verwegene Unternehmen noch gefährlicher gemacht. Widerwillig, wie in der Ahnung eines Unglücks trennte sich der Freiherr von Margaretha. Dämonisch, wie immer, arbeitete der Zufall dem Dämon, von dem Sibylle besessen war, in die Hand. Als sie wohlbekannt mit allen geheimen Gängen und Treppen in Andlau

das Schloß betrat, entlud sich ein schweres Gewitter über der Gegend. Seine Blitze zündeten im Dorfe, in den Wirthschaftsgebäuden des Schlosses. Durch einander lärmte und eilte die Dienerschaar dem Feuer Einhalt zu thun. Margaretha, die man schon als neue Gebieterin betrachtete, hatte bald hier bald dort Befehle zu geben . . . in dieser Verwirrung gelang der Raub.

Das Feuer wurde gelöscht, aber ihr Kind war für sie auf immer verloren. Mit ihrer Beute hatte sich Sibylle in einen am Waldsaum ihrer harrenden Wagen geworfen und erreichte ungefährdet die Hauptstadt. Auch später fiel kein Verdacht auf sie, alle Leute in Goldau hatten sie drei Tage vor der Entführung des Kindes „zu ihren Verwandten nach Borkhausen" abfahren gesehen. Gegen einen Andern erhob der Freiherr die Klage, einen Andern bezeichnete bald nach dem räthselvollen Verschwinden der unglücklichen Margaretha die öffentliche Stimme als ihren Mörder — Bruno Galor. Zu Viele hatten seine finstern Drohungen gegen den Freiherrn und die Geliebte vernommen; zu bekannt war sein trotziges, selbstbewußtes Wesen, als daß man seine Worte wie die leeren Prahlereien eines Hitzkopfs vergessen. Selbst nach seiner Freisprechung galt er deßhalb bei den Wenigsten für schuldlos; der Einfluß, den die Baronin auf ihren Bruder, den Justizminister, ausge-

übt, hieß es, werde wohl mit der glänzenden Rede des Advocaten Felsberg, seines Vertheidigers, das Beste zu dem freisprechenden Urtheil beigetragen haben. Und dessen Gattin mußte nun die zweite Mutter Diana's werden. Drei Tage nach dem Spruch des Gerichts fuhr sie durch jene Vorstadtgasse, wohin Sibylle zu ihren Verwandten das Kind gebracht. Auf ihren Schoß legte es der Mann, der Diana mit muthiger Kühnheit aus dem brennenden Hause gerettet, in dem wilden Gedränge. Tief ward die mitleidige Frau von dem Elend und Jammer des kleinen, noch nicht zweijährigen Geschöpfes, von dem wunderbaren Zufall, der es ihr gab, gerührt; dies Kind je wieder von sich zu lassen, wäre ihr eine Verläugnung Gottes gewesen.

Leicht ward ihr Gatte für den Plan, das Mädchen an Kindesstatt anzunehmen, gewonnen, sie waren wohlhabende Leute und hatten nur einen Sohn. Sibyllens Verwandte erschöpften sich in Danksagungen und beneideten heimlich das Glück, das deren Kinde geworden, denn sie hielten Diana für die Tochter Sibyllens. Lange konnte freilich die wahre Herkunft des Kindes nicht verborgen bleiben, die Stellung Sibyllens bei der Baronin von Andlau in Verbindung mit dem eben geendeten Prozesse verrieth dem Advokaten Alles. Auf seinen Rath schrieb seine Gattin zunächst an Sibylle, sie bit-

tend, ihr die Adoption Diana's zu gestatten. Dies Schreiben, so unverfänglich es lautete, war für Elisabeth und Sibylle ein zweischneidiges Schwert, bei ihrer Furcht und Gewissensqual sah die Baronin in einem offenen Geständniß das sicherste Mittel zur Rettung. Es entspann sich zwischen ihr und der Frau des Advokaten ein längerer Briefwechsel, Alles wurde bekannt, Felsberg selbst durch das Einschreiten des Justizministers und eine Stellung im Rath des Königs zum Schweigen bewogen und Diana unter einem erdichteten Namen, den sie ja für immer ablegte, seine Tochter. Diesen Ursprung hatte das innige Freundschaftsverhältniß zwischen der Baronin und den Felsberg's.

Die Jahre gingen darüber hin, der erste Eifer des Freiherrn, seiner verlorenen Tochter nachzuforschen, schwand nicht ganz, aber erkaltete doch, Herr Alois Kalt, sein Notar, „schwärmte" nicht für solche „thörichten und sentimentalen" Unternehmungen, sondern beschäftigte sich „eingehender" mit der Verwaltung von Andlau. Allmählig fesselten dann die Gebrechen des Alters, eine tiefe Melancholie den Freiherrn an eine stille sitzende Lebensweise und lähmten den Rest seiner Thatkraft. Nie war er mit seiner Gemahlin, seit ihrer letzten Unterredung in Goldau, zusammengetroffen, nur in seltenen Briefen verkehrten beide noch miteinander. Die Zeit schien Alles

mit sänftigendem Finger ausgleichen und geräuschlos der Vergessenheit entgegenführen zu wollen. Fast ohne Klopfen des Herzens duldete Elisabeth, wenn sie die Felsberg's besuchte, den Kuß der heranwachsenden Diana auf ihre Hand. Heilig hatten sich die beiden Frauen gelobt, weder sich selbst an diese unglücklichen Verhältnisse zu erinnern noch sie jemals ihren Kindern zu enthüllen.

Nur eine war unversöhnlich, Sibylle; in jeder Hoffnung hatte sie sich betrogen. Weit weg, wohl über das Meer, sie wußte es nicht, war Bruno Galor gegangen, ohne Abschied, mit einem Fluch wider sie. In richtiger Erkenntniß ihres Charakters klagte er sie als die Räuberin Diana's und die mittelbare Mörderin seiner Geliebten an, die er trotz ihrer Untreue beweinte. Ab von ihr wandte sich langsam aber unaufhaltsam die Baronin. Seit die Gefahr, die sie verbunden, vorüber, ertrug sie mit steigendem Unmuth die Gegenwart und das herrische Benehmen der Mitschuldigen. Ja, in ihrem Geiste war Sibylle die allein Schuldige geworden; sie hatte nicht geahnt, zu welcher That sie in einem Augenblick eifersüchtiger Raserei sinnverwirrt ihre Zustimmung gegeben — ein halbes unklares Wort, das aus eigner Rachsucht und Bosheit die Dienerin zum Schrecklichsten gedeutet. Die Gabe der Liebenswürdigkeit hatte Sibylle nicht einmal in ihren sonnigsten Tagen besessen, jetzt

scheel angesehen von den einzigen Augen, die ihr sonst freundlich geblickt, verknöcherte sie vollends. Bittrer ward ihre Laune, ihre Ausfälle schonten keinen, es kam dahin, daß sie der Baronin mit der Entdeckung des Geschehenen drohte ... darauf ein gegenseitiges Aussprechen, eine Versöhnung, welche Elisabeth mit reichen Geschenken besiegelte, bis ein neuer Streit die kaum geknüpfte Freundschaft wieder zerriß, noch wollte sich keine sagen, daß sie für die Zukunft eine Unmöglichkeit wäre. Als gefährlichste Feindin Sibyllens trat da die stolze, unbeugsame Martha der Mutter hülfreich zur Seite. Elisabeth, die nie selbstständig gehandelt, ward muthiger, als sie sich auf die Tochter stützen konnte, und festen Willens, Sibyllens Einfluß zu brechen. Dem Abschied vorzubeugen, forderte Sibylle ihre Entlassung und erbat sich „zur Belohnung von Diensten, die," wie sie scharf betonte, „sie gern um ein Königreich nicht gethan haben möchte," die stille Insel zum ferneren Wohnsitz. Sie liebte es ihren Handlungen einen phantastischen Schein zu geben und im Größten wie im Kleinsten „etwas Besonderes" zu sein. Zusammenschreckend bewilligte ihr Elisabeth die seltsame Bitte, nur um „diese unheimliche Person" aus ihrer Nähe zu bannen. So ging Sibylle — „auch ein Beispiel von der Undankbarkeit der Großen," aber sie ging nicht ohne Waffen, „ich

will immer diesem Geschlechte die Norne bleiben," sagte sie. Jene Briefe, die sie damals nach dem Diktat Elisabeth's der Frau Felsberg geschrieben und in sorgfältigen Abschriften nebst den Antworten aufbewahrt, während sie ihrer leichtgläubigen Herrin versicherte, sie vernichtet zu haben, hielt sie für ihr werthvollstes Besitzthum und zugleich ein tödtliches Geschoß. An wunderlicher Ueberspannung litten die Gedanken dieser Frau. Sie war so lange mächtig und gefürchtet gewesen, daß sie sich nicht daran gewöhnen konnte, nichts zu sein. Da sie nicht mehr in der Wirklichkeit herrschte, baute sie sich eine Welt nach eigenem Belieben, in der sie waltete und strafte und deren Vollendung sie in eine nicht ferne Zukunft setzte. Dies zu bedenken, zu sinnen, wie sie sich am empfindlichsten an Martha, der Stifterin ihres Unglücks, „der sie doch ihr Erbe gesichert," einst rächen könnte, war ihre liebste Beschäftigung. Aengstlicher hütet der Geizige nicht seinen Schatz, als sie das Kästchen von Ebenholz, d'rin sie die Papiere geborgen . . .

Aber Elisabeth starb, die Felsberg's starben, Martha ging nach Rom — wie verschwamm die Vergangenheit eintönig grau in den grauen unendlichen Nebel der Ferne! Dann, als der Ruf von Martha's Heirath mit Julian durch den Wald scholl, hielt sie Alles für beendigt und stürzte an den See, das Kästchen hinein zu werfen und

sich ihm nach, damit in seinem undurchdringlichen Sumpfe Alles vermodere, wie Margaretha auch Sibylle und ihr Geheimniß, und von so herbem Menschenleid nichts als eine Sage über den Wassern schwebe ...

Nun aber kamen Galor, Berthold, Clotilde in die Abgeschiedenheit Andlau's, wieder klang der Name Diana's an ihr Ohr, aus den Reden Berthold's, so klug er sie setzte, dämmerte ihr die Gewißheit auf, daß die beiden Schwestern den Haß ihrer Mutter geerbt — eine Gewißheit, die ihr Diana bestätigt.

Eine mattbrennende Lampe noch durch einen grünen Schirm verhüllt warf vom Tisch aus ein Zwielicht durch das Gemach. Seit Martha zornig aus dem Hause geschritten und im stärksten Regen über den See gefahren, hatte Sibylle in Fieberphantasieen gelegen. Ueber sie hingeneigt lauschte Clotilde auf ihre unruhigen Athemzüge, Berthold, der vor Kurzem gekommen, saß auf einem Schemel an der Thür.

„Es ist aus mit ihr,“ flüsterte Clotilde, „Gott bewahre mich vor solchem Ende.“

„Sie schauen selbst todtenbleich aus — so schonen Sie sich doch,“ entgegnete er und ging leise dem Bett zu. „Ich will wachen, bis der Doctor eintrifft.“

Mit der Hand wehrte sie zurück, die Sterbende hatte sich bewegt.

„Ist sie noch da?“ fragte sie.

„Nein.“

„Wer sprach denn mit Dir?“

„Ich bin's, Frau Sibylle“ — dicht stand er neben Clotilde, die zitternde Hand Sibyllens tastete nach der seinen umher.

„Setz' Dich zu mir, Berthold — ganz nah. So —“ hastig strich sie die Haare unter ihr weißes Kopftuch und richtete sich grad in die Höhe — „ich will mit Dir reden.“

„Wißt Ihr nicht, daß es schon spät Abends ist und nicht rechte Zeit zum Plaudern, ich bin müde und Ihr werdet es auch sein, streckt euch aus zum Schlafen,“ wollte sie Berthold bereden, sich wieder niederzulegen.

„Bald — in einer Stunde. Dann geht der Vollmond auf und sie sitzt drüben am Binsengebüsch, aber nicht mehr allein, ich bin bei ihr und wir reden von besseren Tagen und ich frage sie, wo Gott wohnt,“ irrte es wie im Traum von Sibyllens Lippen.

„Soll ich Euch den Pfarrer rufen?“ fragte Clotilde, den letzten Worten diese Auslegung gebend.

„Den Pfarrer? Was soll mir der? Nur die Todten kennen die Straße in's Jenseits und vielleicht nicht ein-

mal diese. Geh' hinaus, Mädchen, such' nach dem Arzt, er soll mir einen Schlaftrunk mitbringen . . ."

Das war der rauhe befehlende Ton, da saß sie aufrecht im Bett, starr ausschauend, das Gesicht der Lampe zugekehrt und von ihrem Lichte beschienen, als wäre es aus Stein gemeißelt, wieder die alte Sibylle... wie ein Schatten vorüberhuscht, entschwand Clotilde aus dem Zimmer, das Unwetter, das draußen noch tobte, dünkte ihr erfrischend gegen die Schwüle drinnen und das Heranrauschen des Todes.

Mit Geduld waffnete sich indeß Berthold...

„Kennst Du Diana Felsberg?" fragte sie.

„Ich kenne sie."

„Und willst ihr wohl?"

Er hielt ihren Blick aus und erwiederte: „Ja."

Hoch erhob Sibylle beide Arme, sie murmelte vor sich hin, es war wie ein Dankgebet. Von dem vorspringenden Mauergesims zu ihren Häupten nahm sie das Kästchen von Ebenholz, noch steckte der Schlüssel im Schloß . . . „Verbirg's," reichte sie schon mit heiserer Stimme es ihm zu — schärfer folgt das Auge keines Habichts der Taube, die vor ihm flüchtet, als das ihre seinen Bewegungen, bis er das kostbare Vermächtniß in seinem Kleide geborgen.

„Niemand wirst Du es geben, als ihr! Sage ihr

auch, wer es ihr sendet! die alte Sibylle ist doch keine Hexe gewesen, nur ein unglückliches Menschenkind, und die drüben wird mir nun nicht ferner zürnen. Wir haben uns so viel zu erzählen und die Nacht ist so kurz. So kurz wie die Treue! ... Berthold!"

„Da bin ich."

„Du wirst es ihr geben und es nicht öffnen."

„Ich schwöre es Dir."

„Schwören? Du Narr! Bist Du noch so jung, daß Du keinen Eid gebrochen? Und willst mich damit fangen? Horch, die Wasser gehen so hoch und sie winkt mit der Hand ... Haha, die stolze Martha liegt im Sarge und ein Blutstrom wallt über ihr Kleid ... eine Andere wandelt durch den Garten von Andlau. Das ist das Ende — und ein Märchen ist Alles!"

Was sie weiter redete, erstarb im Röcheln, im Ringen des letzten Kampfes ...

Die Thüre ging, Clotilde kam wieder herein mit dem Arzte, der eben gelandet ... flüchtig schaute er auf Sibylle ...

„Oeffnet das Fenster," gebot er leise, „laßt den Nachtwind herein, es ist ihr letzter Athemzug."

Und wie nun durch die geöffneten Scheiben der kühle Hauch von dem Wasser her, wie der Flügelschlag

eines Adlers, in die dichte erstickende Luft des Gemachs wehte, verlöschte er die Lampe und das Leben Sibyllens . . . lautlos beide . . . still waren auch die geworden, denen die Fackel noch glühte, im Nebenzimmer hob die Uhr aus, draußen rieselte es von allen Zweigen.

V.

Auf einem umgestürzten Baumstamm am rechten Ufer des Teichs saß Clotilde.

Am vergangenen Abend, unter leis regnenden Wolken, hatte man Sybille zu Grabe getragen — ohne Lied, ohne Glockengeläut; der verdiene keine Musik auf seinem letzten Gange, sagte der Pfarrer, dem im Sterben weder der Glaube an die göttliche Barmherzigkeit noch das Gefühl des Scheidens von der Erde sanft das Herz gerührt. Dennoch begleitete er den Sarg, er und Julian, Berthold folgte ihnen und Clotilde, vier Männer aus dem Dorfe, schon ältere Leute, mehr aus Mitleid als aus Liebe.

Eine traurige Ceremonie ... am drückendsten für Clotilde, die von Allen Sibyllen am nächsten gestanden und in ihr eine Beschützerin verlor. Hart und vergrämt war diese Frau gewesen, hochfahrenden Sinns und von Niemandem geliebt. Auch Clotilde hatte keine Neigung zu ihr fassen können, doch schuldete sie ihr

mehr als Dankbarkeit für die Aufnahme in das Epheuhaus. Keine Freundin, eine strenge Erzieherin hatte sie in Sibyllen gefunden; wieder öffnete sich ihr da im Leben eine Schule der Entbehrung, der Arbeit, geistiger Kräftigung. Nicht Tugend lehrte Sibylle noch freundliche Milde mit den Andern, nur Selbstsucht und Abkehr von der Welt. Weil wir leben wollen, darum sind wir böse, war ihr Wort. Die Zurücksetzung, die sie von der Baronin und Martha erfahren, galt ihr als ein Abbild der menschlichen Dinge. Ein Verbrechen hatte sie begangen, so war sie belohnt worden. Nie vergab noch vergaß sie diese Täuschung ihres Ehrgeizes. Zu leicht flatterte noch Clotildens Sinn, zu rosig glänzende Flügel trugen noch ihre Gedanken, als daß ihr Herz ganz von dem Gift dieser Lehren angesteckt und verdorben wäre. Eins lernte sie, sich innerlich zusammennehmen, ihre Leidenschaften besänftigen und gleichgültiger Schmuck und Herrlichkeit betrachten, die sie ehemals geblendet und deren Entbehren sie bis zum Versuch des Selbstmordes getrieben.

Wieder saß sie an diesem Morgen am Rande eines dunklen, schaurigen, geheimnißvollen Wassers, so verlassen und elend, wie früher. Ihre Bitte in Andlau bleiben zu dürfen, hatte Martha abgeschlagen: sie habe keine passende Beschäftigung für sie im Schloß. Die

erste und einzige Begegnung beider am Sterbebett Sibyllens war nicht glücklich; trotz ihrer jetzigen niedrigen Stellung regte sich in Clotilden die Erinnerung an ihre Vergangenheit, das Wissen um ihre in der Waldluft auf's Neu erblühten Schönheit und machten ihr den Stolz der Baronin unerträglich; in Martha's Gemüth rief dagegen der Streit mit Sibyllen eine ihr sonst fremde Härte und Heftigkeit wach, die einen Gegenstand, sich auszutoben, suchte. Diesem Unwillen fiel Clotilde, die „abenteuernde Dirne", zum Opfer; sie möge gehen, woher sie gekommen. Wenn ihr Julian nicht gestern, bei dem Heimgang vom Kirchhofe, heimlich eine kleine Geldsumme und einen Brief an den Pfarrer in Rabenhorst zugesteckt, wäre sie ganz mittel- und hülflos gewesen. Nun lag die Welt vor ihr, die weite, die bunte ...

Ein grauer, bedeckter Morgenhimmel ... Die letzte Nacht hatte sie drüben geschlafen; nie wird ihr Antlitz mehr aus dem kleinen Fenster in das gründunkle Wasser niederschauend sich spiegeln, nie wird der Kahn, dessen Kette sie eben um den eingeschlagenen Holzpflock *unter* dem Schilf festgeschlungen, sie mehr in die Waldeinsamkeit hinübertragen, nie wird sie selbst wieder, was mehr gilt, in liebender Thorheit Besitz und ruhiges Glück hingeben, die Neigung eines Mannes zu ge-

winnen ... Wie so reich ist sie drüben geworden und wie so arm! Sucht ihr Auge noch im Wasserspiegel die letzten verschwimmenden Spuren eines einst geliebten Bildes? Nie der Leidenschaft folgen, verständig wägen, klug sein ... so denkend greift sie nach dem Bündel, das neben ihr auf dem Rasen liegt und ihre geringen Habseligkeiten einschließt.

Dennoch bleibt sie, als könne sie sich von der stillen, melancholischen Stelle noch nicht losreißen, als wisse sie, daß fortan, wie ihr Geschick sich auch wende und wohin sie die Welle der Zeit verschlage, ihre Blicke sich doch in der Dämmerung hierher zurückwenden würden, wo ein Theil ihres Daseins und ein Stück von ihr ruht. Auf immer ruht!

Solche Stätten kennt Jeder und flüchtet zu ihnen aus dem Gewirr der Alltäglichkeit, wie die Gläubigen zu Gottes Altar oder heiligen Reliquien ... sei's ein Grab, wo Hoffnung aus entsagenden Gedanken schmerzlich vom Kreuze lächelt — sei's ein kleines, gewölbtes Zimmer im Rathskeller einer guten, deutschen Stadt, d'rin es vor Jahren, an einem Sylvesterabend, lustig und festlich von Gläsern und Menschenherzen klang ... wo sind die Gläser hin und wie verwandelt, wenn sie noch schlagen, die Herzen! — eine lange, schwer unter dem Wagen ächzende Holzbrücke, über die wir in der

Sommernacht allein mit der Geliebten fuhren — das äußerste Ende des Damm's, da wo er hinausragt in's Meer, wo den Freund vom Freunde mahnend die Schiffsglocke in die Ferne rief — ein Fenster in einem hohen Hause, zu dem wir ach! so gern im Vorüberwandeln das Zeichen des Segens hinaufmachen möchten, weil sie dort gestanden ...

Darüber ist der runde, braune Strohhut, den sie auf ihren Knieen gehalten, langsam von ihnen hinabgeglitten, kaum faßt sie ihn noch an einem seiner breiten Bänder. Allmählig hellen sich an einzelnen Punkten des Himmels die Wolken auf, leise fährt der Sonnenwagen herauf; bricht von den sprühenden Rädern ein feuriger Strahl durch die grauen Schleier, glänzen die Thautropfen an den sich wiegenden Spitzen des Schilfs, im Grase zu ihren Füßen, irrt es schimmernd durch den Wald, über den Teich, wie plötzlich wohl im Schlachtgetümmel eines Helden Schwert aufblitzt und im Augenblick nachher wieder von Staub und Rauch verhüllt ist. Rasch zieht Clotilde den Hut an sich, den Pfad, den sie einschlagen muß und der mit seinen in ihren Wipfeln sich fast verschlingenden Bäumen dem Kreuzgang eines Klosters gleicht — so einsam, schweigend, nur von Schatten durchwandelt, blickt sie entlang ... Ist es ein gutes Zeichen, daß ihrem Auge

da eine vornehme Männergestalt begegnet? Selbst in ihrem Schmerz und ihrer Verlassenheit hatte für Clotilde eine fremde Erscheinung nach Reiz genug, ihre ganze Aufmerksamkeit zu fesseln. So ließ ihre Hand den Hut wieder los ... Es war aber der frühe Wanderer niemand anders, als Herr Franziscus von Waldheim.

„Guten Morgen, gnädiger Herr," sagte sie dem Näherkommenden.

In Gedanken war Herr Franziscus gegangen, aus denen ihn nicht eben angenehm der Gruß des jungen Mädchens schreckte. Da er nun aber spähend umher schaute und nur sie allein in der Nähe bemerkte, verlor sich sein Unmuth. Leicht zu vergessen, wenn man es einmal länger betrachtet, war das freundliche Gesicht Clotildens nicht, Herr Franziscus erinnerte sich ihrer gleich, war er doch nur allzusehr mit jenem Abend beschäftigt, an dem sie ihn den rechten Weg nach Andlau durch den Wald geleitet.

„So einsam, mein Kind?" fragte er zurück, ihren Gruß erwiedernd. Dann fiel ihm das Bündel an ihrer Seite auf. „Willst Du fort von hier?"

„Ich muß wohl, Sibylle ist gestorben und die Baronin duldet mich nicht im Schloß."

„So böse wird sie's nicht gemeint haben; bleib' nur, ich gehe nach Andlau und will für Dich bitten."

„Schönsten Dank, gnädiger Herr, aber ich esse nicht gern fremdes Brod, noch dazu, wenn man es mir unwilligen Sinnes giebt. Lieber versuch' ich es einmal wieder mit der Freiheit und der eigenen Kraft."

„Du bist nicht aus dem Dorfe?"

„Nein, ich komme von weither, aus der Hauptstadt."

„Sieh, da hast Du ja schon große Reisen gemacht und Manches erlebt. Hast Du Verwandte drüben?"

„Die Aeltern sind todt, Geschwister hatte ich nicht und um die Andern hab' ich mich nie gekümmert. Verwandte sind wie die Ringe einer Kette, die sich uns um Hand und Fuß legen und jeden Schritt und jede That verhindern. Ich liebe die Unabhängigkeit . . . und, gnädiger Herr, lachen Sie mich aus, ich denke auch anders als die Meisten."

Herr Franziscus lachte indeß nicht, sondern setzte sich zu ihr auf den Baumstamm.

Wunderbar griffen ihre Aeußerungen ein in die trüben Betrachtungen, die ihn quälten, seltsam zum Mindesten klangen sie aus dem Munde dieses Mädchens, so gar nicht entsprachen sie ihrer Stellung, ihrem rothen Friesrock, ihren groben Schuhen.

„Bist Du auch keine verkleidete Prinzeß," fragte er im halben Scherz, „und neckst mich? Wie wäre es Dir sonst so leicht geworden, auf den Wink einer Gebieterin die stille Insel zu verlassen! Und Du wohntest doch gern dort, hättest Du es sonst bei der verrufenen Sibylle ausgehalten? Aber ich hab's schon, Du findest jenseit der Berge einen Schatz und einen Geliebten!"

Abgewandt von ihm schüttelte sie den Kopf und beugte sich, ihren Hut vom Boden zu nehmen. Indem sie seine Bänder glatt strich, antwortete sie: „Nichts von alledem, nicht zu finden, zu erwerben hoff' ich mir einen Schatz."

„Macht Reichthum Dich glücklich?"

„Nein, nicht glücklich. Aber nur wer reich ist, lebt wie er will. Und wenn er nicht thöricht über Menschliches hinaus verlangt und sich bescheiden und gedulden lernt, was fehlt ihm dann noch zum Genuß des Daseins?"

„Vieles, der Friede mit sich und die Versöhnung mit Gott. Du schweigst?"

„Darauf zu antworten, ziemt sich nicht für mich."

„Du glaubst nicht an Gott?"

„O! Wer wollte Gott leugnen? Trägt er uns nicht in seinen Armen?"

„Nun, so rede doch!"

„Ich bin ein albernes Geschöpf, gnädiger Herr — aber Gott glauben, wie Sie es meinen — glauben, daß er jede meiner Handlungen in ein großes Buch verzeichne, einst über mich Gericht zu halten, glauben, daß auch vor ihm Sünde und Tugend sei, was der Pfarrer so nennt — ja nur glauben, daß er gnädig seine Hand über mich ausstrecke, das kann ich nicht."

„Was thut denn Gott, wenn er seine Geschöpfe nicht schützt?"

„Er hält die Welt; was bin ich darin?"

„Trostlos — wenn Du Dich so aufgiebst, Dich selbst wie ein Sandkorn betrachtest!"

„Ich erfuhr es nicht besser."

„Fiel Dein Schicksal so schwer?"

„Ich bin arm geboren und für die Armen ist Gott weit."

In die Hände hielt Herr Franziscus den Kopf gestützt. „Gott ist weit," murmelte er. Laut fuhr er fort: „Und hattest Du keine Freunde, die es Dir leichter machten?"

„Gute Freunde genug!" versetzte sie und kehrte ihr Antlitz, wie zur Bestätigung, daß es ihr daran nicht fehlen könne, ihm zu. „Ich hab' auch fröhliche Tage gelebt. Da, mitten in meinem Glück, setzt' ich mein Alles, Sinnen und Wünschen, auf einen Wurf."

„Und hast Dich verrechnet? In der Menschen Herzen verrechnet?“

Sie winkte und schaute in den Teich.

„Das ist die schlimmste und die gemeinste Täuschung, die uns hienieden irrt,“ begütigte er. „Freundschaft, Dankbarkeit, Liebe . . . Namen, die so süß klingen, wie das Rauschen der Bäume vor unserm Vaterhause! die uns die Pforten einer bessern Welt aufzuschließen versprechen! Und doch eitel Thorheit! Das Herz des Menschen ist ein Vulkan, immer bereit seine Lavagluthen über die Thörichten auszugießen, die ihre Hoffnungen darauf bauten.“

„Ich hab' meinen Irthum in Schmerzen und Arbeit gebüßt.“

„Wer nur sicher vor dem Rückfall wäre! So grausig und öde ist Welt und Dasein, wenn man hinter den Schleier schaut. Liegt nicht etwas Abstoßendes, Widriges in dem wirren Gewimmel zahlloser Thiere, die von uns nicht gekannt und nur wie im Traum durch ein Mikroscop gesehen, in einem Wassertropfen sich blähen und gegenseitig verschlingen? Die ewige Herrlichkeit der Natur — ein lieblicher, uns betrügender Schein ist sie, dahinter namenlos unbarmherzige, unzugängliche Gewalten ein dunkles Werk treiben, die Erde aufbauen aus Leichen! Mir flößt diese häßliche,

schlammige „Welt des Kleinen“, dieser Stolz der modernen Wissenschaft, ein tiefes Grauen ein. Als ich ein Kind war, hatte ich im dunklen Zimmer dieselbe Angst vor den Gnomen . . . elende, verzwickte Geschöpfe, zähnefletschend und boshaft, die doch das Gold beherrschen, die Edelsteine, alle Herrlichkeiten der Tiefe, mit deren Hüfe allein die Menschen sie an's Tageslicht fördern. Und wir erst, wir! Wer stieg ohne Entsetzen in den Abgrund seiner Seele, beobachtete, wie eine Leidenschaft wird und wächst, allmählig von dem Menschen Besitz nimmt, aus dem Zufälligsten und ihr scheinbar Entgegengesetzten neue Kraft zieht und ihn zuletzt mit ihren Schlangenwindungen unrettbar umschlingt, ein urgewaltiger Dämon, der aus Sonnenstäubchen aufwuchs! Hart ist's den Kampf des Lebens zu kämpfen, aber härter noch, seine Ursachen zu erkennen und in die Quellen des Elends hinabzusehen. Gegen dies Bewußtsein oder diese Ahnung, wie es nun Jedem geworden, suchen wir Trost, greifen empor in den Himmel, den Gewandsaum Gottes zu berühren, oder flüchten, so oft sie uns auch betrogen, in die Arme der alten, lieblichen Zauberinnen, Freundschaft, Liebe — andere Worte für dasselbe Gefühl der Sehnsucht, desselben Schmerzes über unsere Herzenseinsamkeit.“

Ganz hatte Clotilde seinem springenden Gedanken-

gang, da er mehr mit sich selbst als zu ihr redete, nicht folgen können, sie hörte nur aus Allem eine tiefschmerzliche Bewegung heraus. „So scharf darf man's eben nicht nehmen; es erblindet ja, wer lange in die Sonne hineinsieht. Mit dem Leben und der Natur wird es nicht anders sein. Beide wollen nicht, daß wir den Schleier heben, den sie weislich über ihr Gesicht gezogen; eher, daß wir ihn wieder darüber decken, wenn des Schicksals Wehen ihn vor uns verschob. Ich sah einmal ein Theaterstück, in dem der Prinz beständig seiner Geliebten sagte: Geh' in ein Kloster! Das mag früher der einzige Trost für die gewesen sein, die so empfanden, wie jener Prinz und Sie. In's Kloster! In Gottes Schooß!" Sie neigte ihr Haupt hin und her, ein Lächeln spielte um ihren Mund, süßtraurig, wie des Herbstes Lächeln über dem Wald, goldig schimmerten ihre zum Kranz geschlungenen Flechten: „Das ist nichts für mich! Wenn es denn doch von der Welt und ihrem Glanz geschieden sein, Ruhe für wenig Unruhe eingetauscht werden soll, ist's am besten und stillsten da unten, im Teich, bei den Nixen. Viel stiller als hinter Klostermauern und ebenso selig wie in Gottes Schooß."

Heftig ergriffen legte Franziscus seine Hand auf ihre Schulter . . .

„Fürchten Sie nichts für mich, gnädiger Herr,"



entgegnete sie darauf. „Ich hab' auch das überwunden. Mit kaltem Blut kömmt man schon ein Stück durch's Leben. Mein Herz hat seinen schönsten Traum verloren, aber man stirbt ja nicht so leicht am gebrochenen Herzen."

„Armes Kind — Sie liebten!"

Nach ihren letzten Worten brachte er das Du nicht mehr über die Lippen. Still staunend betrachtete er sie. Was unschön an ihr war, verschwand für diesen Augenblick. Während sie den Strohhut aufsetzte, hob Franziscus, als ob es sich so schicke, ihr das Bündel vom Boden.

„Viel zu tragen hab' ich nicht," scherzte sie. „Nicht wahr?" An ihrem Mieder steckte noch ein halbverwelkter Strauß, den riß sie los und schleuderte ihn in den Teich. „Versunken, vergessen!"

„Wer doch auch mit seiner Vergangenheit so fertig werden könnte!"

„Werde hart und träume nicht!" sagte sie. Mit dem Fortwerfen der Haideblumen war es ihr, als hätte sie auch ihre Bauernkleidung fortgeworfen und wäre, wie durch Zauberei aus ihrem niedern Magddienst befreit, wieder die Königin im Apollosaal.

„Und wohin gehen Sie?"

„Zunächst nach Rabenhorst, Herr Felsberg gab mir eine Empfehlung an den dortigen Pfarrer."

„Der," spöttelte Franziscus, „wird Ihnen weder die Wege Gottes noch der Welt zeigen, er steht in der richtigen Mitte zwischen beiden, in der Weltbeglückungsidee."

„Ich gedenke auch nicht zu bleiben."

„Haben Sie irgend eine Aussicht, einen Plan?"

„Ich lasse mich vom Zufall tragen, seit es mir so schlecht ausschlug, selbst mein Schicksal bestimmen zu wollen."

„Recht so, wenn man so jung ist, so schön und leichten Sinns . . ."

„Warum sich denn grämen? Es hat Alles nur einen kurzen Frühling. Immer nur klug sein und die Trauben pflücken, die wir erreichen; besser mundet die zweite oft als die erste."

„Anakreon's Weisheit!"

Einige Schritte ging er noch mit ihr den Pfad hinauf, an einer Buche trennten sich ihre Wege. „Ich komme noch einmal nach Rabenhorst hinüber, Sie wieder zu sehen," sagte er abschiednehmend. „Sei Gott mit Ihnen!"

Duftig und frisch blühte die Waldung in den Morgensonnenschein hinein . . .

Eine Stunde später wandelte Herr Franziscus mit der Baronin auf der Terrasse von Andlau unter den Orangen-

bäumen. Gut hatte er es für sein ernstes Gespräch getroffen, Martha war allein, Julian schon in der Frühe auf das Feld hinausgefahren, um bei der Hereinbringung der Erndte gegenwärtig zu sein. „Ich bin gekommen, Sie um Gastfreundschaft zu bitten," hatte er gesagt. „Zwischen der Fürstin und mir ist es aus. Ein längerer Aufenthalt in ihrer Nähe verbietet sich mir nach dem Bruche von selbst und am liebsten wäre ich gleich weit weg aus der Gegend geeilt, wenn der Anstand es nicht forderte, den Bruch so viel als möglich zu verbergen und weder sie noch mich zur Fabel der Müßigen und Geschwätzigen in Golderz zu machen. Aus Andlau kann mich bei etwaigen feierlichen Gelegenheiten ihr Befehl noch augenblicks zurückrufen und vor den Andern ist meine Abwesenheit durch einen „Besuch bei Verwandten" entschuldigt."

Kam ihr Herrn Franziscus Bitte so unerwartet oder lag in derselben ein geheimer Grund des Schreckens, sie überwand ihre Bestürzung nicht; zu deutlich sprach auch ohne Worte die Veränderung, die in ihren Zügen vorging. „Nicht lange werde ich Ihnen lästig fallen," versetzte er wie als Antwort darauf, bitter und doch mit unsicherer Stimme.

„Es ist nicht das, Franziscus, es ist" ... sie hielt inne, als gebiete ihr aus der Wolke ein drohend erhobener

Finger Schweigen. An drei, vier Bäumen vorüber — wo die breite Steintreppe zu den Blumenbeeten des Gartens hinabführte, gab sie ihm die Hand. „Sie bleiben nun schon bei uns, Franziscus — ein Gewinn mehr für unsere stille Gemeinde. Was wollten Sie auch im Hofdienst? Hatten Sie das Soldatenkleid abgelegt, nur um ein noch steiferes und beschwerlicheres zu nehmen? Vereint mit Julian werden Sie Ihre Kräfte, Ihre Kenntnisse einem schöneren Ziele widmen, der Wohlfahrt der Menschen. Darf ich es sagen, ohne Sie zu verletzen, daß mir diese Bestrebungen edler und guter Geister würdiger erscheinen als thatloser, unfruchtbarer Gottesdienst und die Versenkung in das Jenseits?"

Indem sie so ihn und sich selbst mit andern Betrachtungen und Bildern beschäftigte, suchte sie gewaltsam die Geister zu bannen, die aus seiner Bitte emporgestiegen.

„In wie weit ich Ihnen nützlich sein kann, meine Freundin, verfügen Sie über mich," ging er auf ihre Rede ein. „Theile ich gleich Ihre Ansichten von der einstigen Erlösung des Menschengeschlechts nicht, wer wäre so erbarmenslos, sich mildthätigem Werk zu entziehen? Aber das Elend ist nothwendig, es ist die Bedingung des Daseins. Wie Sie es auch anschauen, die

Kirche that gut daran, das Auge des Menschen nach dem Himmel zu richten und ihn dort eine Seligkeit ahnen zu lassen, die er hier unten ewig vergeblich suchen wird. Beinahe ist das Licht dieses großen Leuchtthurms erloschen und viel kleine Feuer sind statt seiner entzündet worden, aber sie erhellen weder die Nacht noch erwärmen sie die Elenden."

„Noch nicht! Nach uns werden sie desto heller flammen. Und dann, Franziscus, sie sind wirklich, wahrhaftige Feuer, Einigen spenden sie doch schon Wärme und Leben. Ihr Licht aber, ein ungreifbares, magisches ist es! Bis zu den höchsten Sternen hinauf verzückt es den Schauenden, seine leiblichen Wunden heilt es nicht. Eine wunderbare Zauberei . . . angeblich für Alle gelehrt und dennoch nur von gewissen bevorzugten Geistern verstanden und geübt, von heiligen Männern und Frauen, dem Adel des Himmels, während vor der Menge Weihrauchduft, Orgelklänge das Allerheiligste verbergen. Nein; Vergebung üben und Gutes thun Allem, was Odem hat . . . Mögen Sie es karg, trocken und geistlos nennen, es ist doch die wahre, Jedem begreifliche, von Jedem zu übende Religion, das ist Gott erkennen und Gott dienen zugleich."

An einem ihrer früheren Worte war Franziscus' Gedanke haften geblieben. „Magisches Licht!" wieder-

holte er. „So ist's, es leuchtet und verschwindet wie Frauengunst."

Wieder erschrak Martha und wollte das Gespräch, das abermals auf ein gefährliches Gebiet zu gerathen drohte, zum Nächsten und Unverfänglichsten zurückleiten, er aber hielt ihre Hand. „Ja wohl, trügerisch verheißt es den Frieden, aber es bringt ihn nicht. Wenn wir uns durch Bekenntniß, durch Reue und Buße läutern — wie Einer hab' ich es gethan, doch die Unruhe blieb in meinem Herzen."

„In der Arbeit," sagte sie milde, „liegt die Besänftigung des Schmerzes, ihr entkeimt als schönste Blüthe die Beruhigung des zerrissenen Gemüths. Sie bleiben bei uns, was die Zauberei des Jenseits nicht vermochte, der Arbeit für das Diesseits wird es gelingen, Ihre Heilung."

Schwerer noch, als es sich wider seinen Willen aus seinen Reden heraushörte, war Franziscus im Innersten getroffen. Zu gut kannte ihn Martha, um nicht der Ueberzeugung zu sein, daß ihm ein größerer Unfall widerfahren, als der Bruch mit der Prinzessin. Sie neigte sich jetzt, wenn sie in sein leidendes Gesicht sah, den Gerüchten zu, die halblaut von einer innigeren Neigung des Kammerherrn zu der noch jungen und liebenswürdigen Fürstin flüsterten. Gerade diese Meinung

stimmte sie günstiger für ihn und seine Bitte. „Er leidet um der Liebe willen,“ dachte sie, „und da könntest du ihm, einer traurigen Erinnerung nachgebend, deine Freundschaft versagen?“

Tief in der Brust verschlossen hielt indessen Franziscus die erste Ursache seines Sturzes.

Als er schon im Anbruch der Nacht, nach dem Abenteuer mit Diana, auf schäumendem Pferd in Golderz einritt, war ihm trotz seines Eilens sein Schicksal zuvorgekommen. Ein heftiges Fieber schüttelte ihn während der Nacht, ein altes Halsleiden, das er beseitigt gewähnt, stellte sich bei seiner geistigen und körperlichen Aufregung wieder ein; dennoch erschien er am andern Morgen, seinen Dienst zu thun, bei der Prinzessin. Die Aufnahme war kühl; in Worten, die Mitleid und Bedauern „mit seinem sichtlichen Unwohlsein“ ausdrückten, aber in einem Ton des Vorwurfs geäußert wurden, entband ihn die Prinzeß „bis zu seiner vollkommenen Wiederherstellung seiner Ritterpflicht“ und wiederholte noch beim Abschiede ihr „Schonen Sie sich, Herr von Waldheim;“ ihm klang es wie Hohn. Aeußerlich war so der Schein gewahrt und nicht einmal in der Umgebung der Fürstin glaubte man an einen unheilbaren Zwiespalt zwischen beiden. Franziscus aber

erfuhr von einer Kammerfrau, die ihm ihre Stellung verdankte, wie er katholisch und eng mit ihm verbündet war, daß in der Nacht, wo er mit dem Fieber rang, Diana lange mit der Prinzessin im verschlossenen Zimmer gesessen... So hatte sie ihre Drohung wahr gemacht. Ob die Fürstin ihn geliebt, ob nicht — das mußte er sich doch gestehen, daß er zweideutig gehandelt, daß seine Huldigungen auch einer weniger vornehmen und eitlen Frau leicht den Glauben eingeflößt hätten, geliebt zu sein. Eher aber vergiebt ein Weib den Bruch gelobter Treue als die Täuschung ihrer Selbstliebe, ein klug überlegtes Spiel mit ihrer Eitelkeit. Wie schwarz und häßlich mochte ihn überdies Diana gemalt haben! Doch gab er sich nicht ganz verloren; er hoffte auf eine günstige Stunde, die ihn mit der Prinzeß zusammen führen sollte, auf ihre Nachgiebigkeit, ihre leicht zu erregende Rührung, ihr Freundschaftsbedürfniß und seine eigene Ueberredungskunst. Zuletzt glaubte er gar diese „Prüfungen" wie einen Wink des Himmels auslegen zu können. In Franziscus Wesen gab es einen Zug zum Mystischen, Geheimnißvollen, für ihn, in der Qual seiner Krankheit, war es wirklich die Hand des Herrn, die ihn geschlagen, weil er die großen, ihm anvertrauten Pläne zur Ausbreitung des

Gottesreichs in irdischer Liebe vergessen und vernachlässigt hätte. An seine Pflicht mahnte ihn Gott durch Unglück und Leiden; sobald er nur wieder auf die Bahn des Heils eingelenkt und sein Herz von den letzten Schlacken irdischer Begehrlichkeit gereinigt sei, würde ihm die Hülfe des Himmels nicht fehlen.

Bald sollte er enttäuscht werden. Seine „Gottesfurcht" beschleunigte seinen Fall. Das Königshaus, dem die Prinzeß Anna angehörte, hielt mit Eifer und zum Theil mit Ueberzeugung an der protestantischen Lehre fest; übel waren von den Mitgliedern der Familie längst die katholischen Meinungen und Beziehungen der Fürstin vermerkt worden, öfter, jetzt mit voller Bestimmtheit tauchte sogar in öffentlichen Blättern das Gerücht auf, die Prinzessin werde in kurzer Frist zur katholischen Kirche übertreten. Noch in der ersten, heftigsten Erbitterung über Franziscus „unerhörte Verwegenheit," erhielt sie von ihrem Oheim, dem regierenden Herrn, einen kurzen gebieterischen Brief, im Fall sie ihren Glauben wechsele, fortan den Hof und die Hauptstadt zu meiden. Die Märtyrerkrone für eine Lehre, zu der sie wohl unter anderm Himmel, in andern Verhältnissen sich hingezogen gefühlt, die sie aber seitdem geringschätzen und hassen gelernt, zu erwerben, danach

gelüstete der Prinzessin nicht. In Rom hatte sie sich aus Rafael's und Michel Angelo's Bildern, aus Palästrina's Messen, der Wölbung der Peterskirche und der Pracht der Feste einen Begriff des Katholicismus in ihrer Weise, in poetischer Verklärung, gebildet; jetzt verwechselte sie die Lehre mit dem Verkündiger. In Franziscus war nach ihr Alles Heuchelei, Heimtücke, Berückung einer unbewachten, sich harmlos offenbarenden Seele: dies wurde ihr nun der Kern des Katholicismus. Das übersah sie, daß in ihrem eigenen Gemüth eine Umwandlung vorgegangen. Glücklich hatte Diana die Einsamkeit ihres Denkens, die Eintönigkeit ihres Stilllebens unterbrochen, überall Pforten aufgethan für die frischere Strömung der Luft, einen vollen Sonnenschein. Eine leichtere Weltanschauung regte sich in Anna, sie fühlte ihr Herz noch jugendlich schlagen, der Glaube mit seinen Büßungen, Entsagungen, seinem beständigen Hinüberweisen in ein auch ihm undurchdringliches Dunkel rührte sie nicht mehr, sondern erschreckte sie, nicht aus Rafael's Lieblichkeit lächelte er mehr — er drohte nur aus dem finstern, furchtbaren Antlitz des Weltrichters, wie es aus alten Masaiken in dunklen Kirchen herabschaut ...

Am fünften Tage las Herr Franziscus in der

Staatszeitung, daß alle Behauptungen von einem Uebertritt der Prinzessin Anna zur katholischen Kirche schlecht ersonnene Lügen und Märchen wären . . . er wußte nun, daß seine Stunde geschlagen. Sobald ihm der Arzt darum einen größeren Ausflug gestattete, bat er die Prinzessin um Urlaub und verließ Golderz. Mit ihm aber ging die Erinnerung an Diana und der Zweifel. Warum hatte die Gottheit nicht ein Werk gelingen lassen, das zu ihren Ehren unternommen? So sicher gegründet war der Glaube an seine Berufung in ihm gewesen, daß sein Schiffbruch ihm fast wie ein Schiffbruch der Vorsehung erschien. Seinen Ehrgeiz gab er für eine Wirkung Gottes aus und beschuldigte verzweifelnd den Himmel, als habe er ihm nicht Wort gehalten. Ihm wie Vielen war die Gottheit nicht das wandellose Gesetz, eine uns unerklärliche, aber doch allmächtige und allewige Gerechtigkeit, sondern ein König, der seine Streiter belohnt und die Rebellen straft, dem sie durch ihre Treue gleichsam Dienst und Huldigung zu erweisen wähnen und von dessen Antlitz sie wie mißvergnügte Große entweichen, wenn es nicht gnädig über ihnen leuchtet.

Das ist eben die Thorheit und Ueberhebung der Sterblichen; statt tief geneigt sich ewigen Gesetzen zu

unterwerfen und in schweigend demüthiger Betrachtung der Harmonie des Weltalls ihres Daseins Schmerz zu besänftigen, recken sie, zu Riesen sich träumend, ihr Haupt empor und rufen in die Wolken: „Da bin ich Herr, nun sei auch Du für mich da!“

Viertes Buch.

I.

Nur durch einen breiten Kiesweg von dem Abhang des Hügels getrennt, erhebt sich auf der rechten Seite des Hauses eine kleine, von vier Pfeilern aus gelbgrauem Sandstein getragene Halle. Eine Brüstung von Ephen dunkelgrün umsponnen schließt sie nach vorn ab, in der Hinterwand führt eine geöffnete bunte Glasthür in einen Kuppelsaal. Zu beiden Seiten der Thür stehen in den Nischen der Halle zwei marmorne Bildwerke — ein Mädchen mit einem Aehrenkranze, ein Knabe, einen Schmetterling auf dem erhobenen Arm; verschämt blickt das Mädchen, muthig, das Antlitz von Freude verklärt, lächelt der Knabe.

Zum Theil sind die Bäume und das Buschwerk, die den Abhang bedeckten, niedergeschlagen und die kahlen Stellen in Rasenflächen verwandelt worden — trotz der späten Sommerzeit, im Beginn des Septembers, schimmern sie noch im milden Grün, jetzt vor allem, wo wärmend und vergoldend Nachmittagssonnenstrahlen

darüber ziehen. Eine und die andere schönere Baumgruppe hat die Hand des Gärtners auf ihnen bewahrt, so die fünf dunklen, mit ihren Zweigen fast in einander verschlungenen Tannen, auf deren Spitzen sich ein Vogel mit breiten Schwingen wiegt . . .

Auch das junge Mädchen, die in der Halle am Gartentisch in ihrer Briefmappe blättert, sieht einen Augenblick von ihrer Beschäftigung auf, zu den Tannen und dem Vogel hinüber — schroffer, starrer steigen die Felswände und Berggipfel auf der andern Seite empor; den schmalen Weg und das Gewässer, welche die Schlucht durchschneiden, kann sie selbst aufstehend und an die Brüstung tretend, mit ihrem Auge wegen der tiefen Senkung der Höhe und des dichten, unten wachsenden Gebüsches nicht erreichen. Um sie in letzter Pracht blüht der Garten still dem Herbste zu, drüben steht noch ruhig, unangetastet von Stürmen und Wettern, dunkelgrün der Hochwald.

Das ist Sibyllenruh, seit dem März dieses Jahres Herrn Arthur Eppstein's Besitzthum. . .

Ihn selbst hat ein wichtiges Handelsgeschäft vor wenigen Wochen zur raschen Abreise nach der Hauptstadt gezwungen und ihn nicht allzulange das Glück des Zusammenseins mit Diana genießen lassen . . . Was gäbe er nicht darum, wenn er in dieser Stunde aus dem

Kuppelsaal leise tretend ihr über die Schulter sehen könnte?

Eine Krankheit, die seine Mutter ergriffen, hat Diana aus Golderz von der Seite der Prinzessin hierhergerufen. Nicht eben nur aus Güte und aufopfernder Freundschaft ist sie gekommen, sondern um einmal von der Fürstin, deren Gesellschaft ihr lästig wird, und Herrn Franziscus frei, unbeachtet und Julian näher zu sein. Immer in's Weite denkend und rechnend, glaubte sie, durch diese „Aufopferung und Hingebung" sich ein neues Recht auf Arthur's Hand zu erwerben ... und da wir ja nicht Herren unsers Schicksals sind, nicht wissen, ob das Glück nicht schon morgen unsern gebrechlichen Nachen im Lebenssturm verläßt, hielt sie es für nothwendig, sich auf „alle Fälle" einen Hafen zu sichern. Ihr Herz, dessen war sie nur zu gewiß, blieb in jeder Verbindung ungezwungen und kalt. „Noch ein Jahr des Ruhmes," hatte sie beinahe schwermüthig noch vor kurzem zu der Prinzessin gesagt, „dann werd' ich wohl an eine Heirath denken müssen. Ach, wie ist der Ruhm so eitel und die Kunst so nichtig, da sie im Grunde doch nur um unsere Jugend lächeln und leuchten! Männer sind noch mit fünfzig Jahren Helden und gewinnen Schlachten ... ich aber bin ein eitles und wiederum schüchternes Geschöpf, ich möchte nicht mit gefurchten Wangen vor der Menge

das Lied der Jugend und Schönheit spielen. Ich muß einen andern Platz für mich suchen — spotten Sie nur, Hoheit, die Ehe ist ja das dunkle Meer, in dem wir Alle am liebsten untergehen" — worüber Anna, Lothar's gedenkend, gelacht und sie in „so guten Vorsätzen" bestärkt.

Den beiden Schwestern und der Mutter Arthur's, die von all' diesen Betrachtungen nichts ahnten, erschien Diana dagegen als rettender Engel. Für Alles wußte sie Rath und Hülfe, ihre Entschiedenheit und Ruhe brachte die aufgeregten und erschreckten Gemüther wieder in's Gleichgewicht. Als man Diana warnte, das Fieber der Kranken könne auch sie anstecken, meinte sie: das wäre immer die Entschuldigung der Feigheit, sie würde nicht von dem Bette der Leidenden weichen. Das Glück war mit ihr; zusehends besserte sich die Mutter — heute hatte sie schon eine Stunde in ihrem Lehnstuhl zugebracht.

Verschönt hatte der Ruhm Dianen nicht. Wie sie so saß, den Blick von ihren Papieren nach den Tannen erhebend und dann dem Vogel folgend, der von ihnen aufflog, in der Luft, langsam höher steigend, kreiste und endlich zu seinem Horste auf jenem vorspringenden, rothbraunen Felszacken schwebte, war sie noch immer das blasse, scheinbar unbedeutende Mädchen, das Lothar zu-

erst am Hexenteiche gesehen. Um ein Weniges war die Farbe ihrer Augen dunkler geworden, hatte sich der Zug der Härte um ihren Mund in eine weichere Linie gezogen.

Drüben war der Vogel verschwunden. Sie senkte das Gesicht wieder, eine der kleinen, gekräuselten Locken fiel verschattend über ihre Stirn. Bald hatte sie sich ganz in einen der vielen Briefe vertieft, die ihr Arthur nach Frankreich geschrieben; erst jetzt gewann er Bedeutung für sie. In der Provence, wo sie ihn empfangen, hatte sie kaum Zeit gefunden, ihn flüchtig zu durchfliegen — es gab so viel Neues, eine so eigene, schimmernde Welt um sie, landschaftlicher Schönheiten, romantischer Erinnerungen voll, die sie zwar nicht tief und unvergeßlich rührte und ergriff, deren Reiz sie sich aber hingab und ihre Phantasie mit ihm berauschte. Nun waren ihr seit einem Monat die alten Geschichten — das Erkerhaus, Clotilde, Ballnächte und ihre ersten Kämpfe auf der Bahn des Ruhmes — wieder so nahe gerückt, in unmittelbarer Berührung ... immer lächelnd und doch mit steigender Theilnahme las sie:

„Goethe läßt seine Prinzessin Leonore — mir fällt, bis auf einen kleinen Unterschied, den ich Ihnen weiter unten anzudeuten wage, unsere Prinzessin Anna dabei ein, — als sie hört, daß Tasso vom Hofe zu Ferrara

scheiden will, ausrufen: „Welch' eine Dämmerung fällt nun vor mir ein!“ Ja wohl, Dämmerung! ich darf kühn sagen, Finsterniß sogar lag auf meinem Wege, als Sie, meine vielgeliebte und vieltheure Freundin, uns verließen und nach Paris eilten. Dort hat der Lorber Ihre Schläfen umgrünt, nimmer verwelkender Lorber, und Veilchen müssen Sie dort umduftet haben, schönere, lieblichere, als sie bei uns blühen und verblühen. Eins aber, meine Freundin, haben Sie weder in der Kaiserstadt noch unter dem Himmel der Provence, an dem Wellenrauschen von Petrarka's Sorgue gefunden ... ein Herz, wie das meine, das Ihnen aus diesen Zeilen entgegenschlägt. Leider ist es keine Nachtigall, die, wie ich mir habe sagen lassen, gern in den Gebüschen um Avignon nisten ... zur Erinnerung an Petrarka und Laura — (ich bin nun einmal für die symbolische Naturbetrachtung und kann das Dogma der Seelenwanderung nicht ganz verwerfen) — es ist nur ein armer, klagender Vogel, der im goldenen Käfig gefesselt, das Lied der Freiheit und einer besseren Zeit anstimmt ... besserer Zeit, kann es ein Zweifel sein, welche ich meine? Die Thränen drängen sich in meine Augen — und ich schäme mich dieser Schwäche nicht —, wenn meine Schwestern, die eine links, die andere rechts von mir, auf den Piano's Ihre Lieblingsweisen herzzerreißend nachzuspielen ver-

suchen. Meine Wehmuth ist dann mächtiger, als mein beleidigtes Kunstgefühl; in Allem sehe ich nur Sie — deutlich bis auf die Falten Ihres Kleides ... Sie und ach! vergeben Sie diese Lästerung — noch eine! Sie nannten sie die Rose des Erkerhauses — blühende, glühende, aber freilich sehr dornenvolle Rose! Sie aber strahlen im ewigen Schimmer von Anmuth und Würde, Sie waren und sind nimmer verwelkend, immergrün, wie die Myrthe.

„Zur selben Zeit fast entschwanden mir Rose und Myrthe ... es ist nicht möglich, Ihnen getreu den Zustand meines armen Herzens in den ersten Wochen nach Ihrer Abwesenheit zu schildern — verzweifelnd, schmerzzerrissen irrte ich umher und quälte mich und die Natur, die natürlich nicht antwortete, mit den Fragen: was ist Liebe und Treue? Was ist die Gottheit? Was ist diese Welt? Sie haben ein wunderbares Wort dafür, meine Freundin: Trödel! Aber wie so leicht wirft ein Schmerzensschrei, der sich unserer Seele entringt, eine Erinnerung, die sich uns allgewaltig aufdrängt, das herrlichste Gebäude unserer Philosophie um!

„Wenn ich noch einmal auf diese schrecklichen Begebenheiten zurückkomme, geschieht es nur, weil ich Ihnen ein Bekenntniß schulde — Sie sind Carlos, ich bin Clavigo. Sie sollen in der Stunde des Wiedersehens

meine Hand drücken und milde sagen: „Clavigo, mein Freund!"

„Verlassen von Gott, Ihnen und Clotilden, umbraust von der gefühllosen Masse der „Leute," schmachtete meine Seele nach Trost; „ich möcht' eine Seele finden" — dies Lied eines guten Freundes von mir „kam mir nicht aus dem Sinn." Ihre Briefe waren so kurz, so selten, Sonnenstrahlen an einem Regenmorgen auftauchend, untersinkend — da, in der Sündfluth des Elends glaubte ich über den Wassern schwebend eine Taube mit dem Oelzweig zu gewahren ... Bertha, Herrn Alois Kalt liebenswürdige Nichte, die einsame Taube aus Sabinum. Aber man lasse sich nur einmal mit diesen Sagen des alten Testaments ein — vorzüglich ein classisch gebildeter Geist! Schlimm haben sich die Musen an mir gerächt und, um ihnen nie wieder ungetreu zu werden und aus dem Olymp nach dem christlichen Himmel hinüber zu blicken, habe ich eine marmorne Statue der Polyhymnia — der Bildhauer hat ihr ein griechisches Gewand, griechische Sandalen gegeben, aber Ihr Antlitz, Diana, Ihren Kopf — in meiner Bibliothek aufgestellt und so oft ich daran vorübergehe, erhebe ich die Hände zu ihr und sage: „Göttliche Muse, Kind des höchsten Gottes! Nimmer lasse dein Gedenken in mir vergehen. Alles Schöne stammet von dir und wandelt auf Erden vernichtet zu

dir zurück. Wenn du in der Wolkenburg zu dem
Reigentanz froher Olympier singest, tönt das Echo
deines Liedes zu uns niedrig geborenen, kurz dauernden
Sterblichen herab, unser Dasein wenigstens mit einem
Himmelsklang zu erfreuen, zu beseelen und harmonisch
zu stimmen... Schatten des lieblichsten Scheins,
Traum des süßesten Traums, sei mir huldvoll und ge-
grüßt, göttliche Muse!" Um aber wieder auf die Taube
zurückzukommen... sie war zuweilen an den Donnerstag-
abenden in dem Salon meiner Mutter erschienen, mit
ihren Rehaugen, lieblich, verschüchtert. Die Philosophie
des Mitleids für Alles, was da athmet, hat wie jede
Religion ihre schwachen und gefährlichen Seiten, man
geräth in die Gefahr zu viel zu lieben und zu viel ge-
liebt zu werden, in tausend Strahlen und Blüthen zer-
splittert und zerfasert sich die Liebesempfänglichkeit unsers
Herzens. Wir leiden um so mehr, je mitfühlender wir
sind. Schon auf dem Schildhorn litt ich mit Bertha
die Qual der Zurücksetzung; Niemand kümmerte sich um
sie, und ich, in gleicher Kränkung, von der Rothgewan-
digen (vielleicht wissen Sie noch, daß Clotilde damals
ein rosa Seidenkleid trug) nicht beachtet, flüchtete zu
ihr; der Verlassene zur Verlassenen. Die Umgebung
schenkte ihr freundlich einen romantischen Schimmer, keine
hohe aber doch märkische Poesie. Ich glaubte in ihrer

Seele einen sympathischen Zug zu der meinen zu entdecken... was glaubt man nicht Alles aus Stimmungen, Bedürfniß, aus Zahnschmerzen? Es entspann sich ein zartes Gewebe, wie Marienfädchen ... auch Sie ließen wohl schon gern und lieb Ihre Stirn von den weißen Fädchen des scheidenden Sommers umspielen. Es war Winter und ich allein; keine begeisternde Diana, keine rothgewandige Clotilde! Es mußte wohl ein unbestimmtes Etwas in uns Beiden aufsteigen, das bei mir immer nur Mitleid, bei ihr um eine leise Schattirung tiefer als Freundschaft war. Welche Erfahrungen habe ich da gemacht, im Grunde betrübende, traurige Erfahrungen. Wir taumeln aus einer Selbsttäuschung in eine andere. Mußtest du mich denn lieben, Taube aus Sabinum, gerade mich? Und wenn das einmal dein Schicksal war, weßhalb verweigerte dir die unerbittliche Natur die Macht, dauernd mein Herz zu rühren? Ja, sie war sanft und süß — aber, vieltheuerste Freundin, von Leidenschaft war sie nie erregt. In den Wintermonaten, am Theetisch, in Gesellschaften, wo unter den vielen geschminkten Blumen sie als ein echtes Haideblümlein, eine zartrothe Erika, duftete, ließ ich mir solche stille Neigung gefallen, sie war das sanft ausklingende Adagio eines wilden berauschenden Liedes. Es gab so viele Sehnsucht, so viel Wehmuth hinüber und

herüber, ein Schmachten nach dem Frühling, nach dem Glück ... hätte mir mein Diener an einem kalten Februarmorgen beim Erwachen eine Karte überreicht: „Bertha Kalt — Arthur Eppstein, Verlobte“ — ich hätte dies so natürlich, so begreiflich gefunden —

„Ach — nur in einer bestimmten Stunde, unter diesen Sternen allein kann man einen Schatz heben, nur unter bevorzugten Händen klopfen die Tischgeister — weder unter den ihren, noch unter den meinen —, nur in einem Augenblick, wo die Tauben der Venus, wenn auch unsichtbar, um uns flattern, kann man eine Liebeserklärung wagen ... Eines Abends schien er mir gekommen, wir saßen unweit von einander, allein, in dem blauen Zimmer, nur gedämpft klang aus dem Salon durch die niedergelassenen Vorhänge das Gespräch der Gesellschaft, wir blätterten in einem kürzlich erschienenen Werke, Kupferstiche, Aquarellskizzen, Photographieen aus Italien ... Städte und Landschaften gingen an uns vorüber — der Canale grande, der Palast Pitti, Sorrent — Tiberius' Felsenburg Capri und darum das blaueste Meer, wie der Gürtel der Venus, darüber gewölbt der blaueste Himmel von dem Bogen der Iris durchschnitten, darauf sichtbarlich die Götter zu wandeln schienen... „ach!“ seufzte sie, „daß ich diese Herrlichkeit sehen und genießen könnte, daß ich

dort wäre!“ Der Schimmer der Astrallampe durch das weiße, mattgeschliffene Glas umspielte uns zärtlich, traumhaft — „Ich mit Ihnen!“ flüsterte ich. Wir blätterten weiter; Rom kam, St. Peter, die spanische Treppe, das Forum, Villa Borghese ... ein Piniengang, aus seinem Dunkel hervorlauschend stille, glänzende, selige Marmorbilder, im Vorgrund ein Springbrunnen, Tritonen auf Muscheln blasend — ihr Auge leuchtete, unsere Hände begegneten sich, faßten sich, hielten sich. „Willst Du mein sein, Bertha?“ schwebte auf meinen Lippen. Und da war es aus! Zu meinem Glücke aus! Im Nebenzimmer begann meine Schwester Henriette Ihre Composition: „Es war ein König in Thule, gar treu bis an das Grab!“ Ja, treu, Diana, für immer. Ich bin nicht für die Ehe geboren, ich sprang auf, Villa Borghese war vergessen — und Bertha nichts mehr und nichts weniger als die Taube von Sabinum. Würde ich hundert Jahre alt, diesen Augenblick würde ich niemals vergessen.

„Nach jenem Abend wäre es das Beste gewesen, mich ganz von Bertha zurückzuziehen ... ein gebrochenes Herz mehr — was gilt denn ein Herz? Aber mein Mitleid! Hatte ich sie drei Tage nicht gesehen, wurden die härtesten und strengsten Selbstvorwürfe in mir laut, meine unglückliche Phantasie malte mir die schrecklichsten

Bilder vor — eine arme, verlassene weißgekleidete Gestalt auf dem Grabe ihrer Mutter sitzend im Abendroth, oder am Teich des Erkerhauses, unter den Trauerweiden nachtwandelnd, Ophelia ... die Folge davon war, daß ich am nächsten Tage Fräulein Bertha Kalt durch meine Schwestern zu uns bitten ließ. Was ich gelitten, spottet der Beschreibung. Matt wie ihre Seele, ist ihr Gespräch. Wie herrlich, wie anregend verstand Clotilde zu schmollen, zu streiten, böse zu sein; Bertha duldete jede Kränkung, lächelte stets entsagend. Schmachtende Blume, wozu entkeimtest du der harten Erde? Nur damit der eisige Wind des Lebens dich beuge, Blatt um Blatt von dir reiße und du endlich unter dem Fuß eines Leichtsinnigen stürbest? Wozu deine Schönheit, wenn du nicht vorurtheilslos genug bist, sie zu genießen? Ja, wenn du noch deine weißen Blätter rein von dem Staube des Weges bewahren könntest — aber die boshafte Gottheit, die dich schuf, läßt dich zu ihrer grausamen Freude so elend und befleckt werden, wie uns Alle.

„Schade, daß keine lyrische Betrachtung den Weltlauf ändert. Denn es ist aus, nämlich zwischen der Taube und mir. Das Eigenthümliche dieser Geschichte besteht darin, daß sie weder einen Anfang noch ein Ende hat ... Marienfädchen, woher kommen, wohin flattern

sie? Es gab auch keinen letzten Streit, keine große dramatische Scene, Herz löste sich eben von Herz. Sie hatte wieder so einseitig das Stillsitzen der Frauen im engsten Kreise vertheidigt, die Tugend gepriesen, auf eine Heirath angespielt — ein Grauen vor dieser trostlosen Langweiligkeit erfaßte mich; biegen oder brechen, sagte ich mir und reiste am nächsten Morgen nach Golderz ab. Ich stürzte mich in die Geschäfte, Lethe nannte ich den Strom, der die Räder meiner Maschinen trieb, ich kaufte mitten im Gebirg eine schön gelegene Besitzung, Sibyllenruh. Von ihr aus schreib' ich Ihnen, mir gegenüber im Tannengrün eine aufsteigende Bergwand, von der durch den gestrigen Gewitterregen geschwellt ein Gewässer in Cascaden stürzt. Wie doppelt schön wird Alles das bald in Ihrem Auge glänzen; vor einer Stunde erhielt ich Ihren Brief, worin Sie zum erstenmal seit fünf Monaten von Ihrer Heimkehr reden. Ich werde Sie also wiedersehen, nicht nur Ihr Bild, das täglich von frischen Rosen bekränzt über meinem Schreibtisch hängt, nein Sie selbst, wie schöner und lieblicher keine Blüthe der Morgen begrüßt. Welche Fahrten werden wir in diesen Bergen machen! welche Gedichte erleben! Selbst die Prinzessin Anna wird nicht ganz leer dabei ausgehen; trefflich müßte sie in einem mythologischen Festspiel, an dem ich arbeite, die Ceres

darstellen; sie ist so sanft, aber schwerlich so schön und so geistvoll (das ist die versprochene Randbemerkung!) wie die Prinzessin von Ferrara... und wie viel können solche Mängel in dieser, wie sie einmal ist, besten Welt unter Umständen nicht austragen! — aber bei alledem eine vortreffliche Dame, vortrefflich als Ceres mit einem Kranz von goldenen Aehren. Empfehlen Sie mich ihrer Huld und Gnade.

„Dies schrieb Ihnen am 17. Juni 1856 Arthur Eppstein mit einem Hoch auf die alten Götter. Um ihn wandelt der Schatten Ihrer lieblichen Gestalt.“

Tief und tiefer hatte sie das Lesen wieder in die alte Zeit eingesponnen, wenn ihr Blick drüben in den Hochwald hineinträumte, glaubte sie die ehemals so vertrauten Gestalten aus den Schatten herwandeln zu sehen. Erst das rasche Eintreten der jüngsten Schwester Arthur's in die Halle wandte ihre Gedanken von jenen Bildern ab.

„Da bin ich,“ sagte diese. „Nicht wahr, wie im Fluge von Golderz hin und her? Ich sprach die Hofdame Deiner Prinzeß, sie sind trostlos, daß Du so lange von ihnen bleibst.“

„Das geht doch einmal nicht anders.“

„Du bist wie der Wundervogel Phönix, um den

sich Alle streiten. Einige Briefe waren in Deiner Wohnung angekommen, da sind sie."

„Ich danke —"

„Halt' inne, Du wirst mir gleich viel wärmer danken müssen. Vor Deinem Hause traf ich einen jungen Mann, er mochte so eben erfahren haben, daß Du nicht mehr dort, sondern in Sibyllenruh wohntest: so verdrießlich sah er aus und schaute sich dabei so ängstlich in der engen Straße um. Ein junger Mann mit kriegerischer Haltung und dabei scheu wie ein Mädchen! Er stand noch, wie ich die Treppe wieder hinunter kam: „Mein Herr," sagte ich, „Fräulein Felsberg, nach der Sie sich erkundigten, befindet sich in Sibyllenruh, sie ist meine beste Freundin und wenn Sie ihr irgend etwas mitzutheilen haben —" „Das Wichtigste." „Und eilig?" „Am Besten heute noch." „Oh," sage ich darauf, denn das Abenteuer lockte mich, „da ist mein Wagen, steigen wir ein. Ich will Sie zu dem Fräulein führen." Und da sind wir."

„Ja, wo ist er denn?"

„Er wartet draußen an der schwarzen Kiefer, in das Haus wollte er nicht."

„Sonderbar, ist er hübsch?"

„Sieh ihn Dir an; er bittet Dich so dringend, zu kommen."

„Kennst Du ihn denn?“

„Nicht recht, aber mir ist, als hätt' ich ihn einmal auf Andlau in der Begleitung Deines Bruders gesehen.“

Diana stand schon, sie warf die Mappe zu. „Meinen Hut, Kind, mein Tuch!“ Wie ein Sturmvogel, heftig, mit mächtigem Flügelschlag: so war sie dann fort, den Hügel hinab.

Unweit einer hölzernen über den Bach geschlagenen Brücke erhob sich im Grunde die Kiefer, einsam über niedrigem Gebüsch. Jenseit des Wassers lief die Straße hin, so blieben die an der Kiefer hinter den Gebüschen Stehenden vor den Blicken derer verborgen, die etwa des Weges gingen. Es waren Berthold und Diana. Seit jenem Abend im Erkerhause sahen sich beide zum erstenmal wieder allein. Flüchtig hatte auf der Promenade von Golderz Berthold sie einmal gegrüßt, sie ging mit Andern im Gespräch begriffen vorüber.

Nun sagte ihm Diana: „Sie kommen, um die Kettenringe aneinanderzufügen, Herr Berthold? Sie passen noch; wie könnt' es anders sein? Schelten Sie mich nur nicht undankbar, daß ich Ihnen noch kein freundliches Wort für alle Briefe gesagt, die Sie mir geschrieben, ich erwartete immer eine günstige Gelegenheit, jetzt ist sie da —“

Wenn sie so redete, besaß sie einen unwiderstehlichen Reiz und doch einen Ernst, der Berthold's prahlerisches und eitles Wesen im Zügel hielt. Wie einst, wußte er wieder keine rechte Erwiederung, schaute sie nur an und wiederholte ein- zweimal sein: „O Fräulein Felsberg!"

„Und Andlau gefällt Ihnen?" fuhr sie fort. „Nur nicht zu sehr! Man muß sich nicht leicht binden, nicht sein Herz ganz und fest an ein Einziges verschenken. Es ist Alles so nichtig, unbegreiflichem Wechsel unterworfen ... was sagen Sie, wenn ich Sie wieder entführte?"

„Ich folgte Ihnen bis an's Ende der Welt."

„Nicht so weit! Allein auch ihre Hoheit, die Prinzessin Anna, nimmt Theil an Ihrem Geschick, Sie segeln mit gutem Winde."

Das gab ihm Muth, auch seinerseits mehr aus sich herauszugehen, er erzählte von dem Besuch der Fürstin in Andlau, von dem Leben dort ... er suchte nach einer Einkleidung für die Nachrichten, die er ihr zu bringen gekommen.

Eine Weile that sie, als bemerkte sie sein Zaudern nicht. „Wie thöricht waren meine Besorgnisse! Wie so glücklich lebt mein Bruder mit seiner Gemahlin! Nie, hör' ich von Allen, gab es eine friedlichere Ehe in Andlau."

„Die Baronin ist eine treffliche Frau, aber glücklich scheint sie mir nicht."

„Ei, Herr Berthold, Frauenkummer! Das weht vorüber."

„Nein, Fräulein Felsberg, ich hab' die Frau Baronin oft beobachtet, sie lebt unter der Last eines tiefen Schmerzes. Niemand im Schlosse weiß darum, es sind meist alles neue Diener, und Herr Julian selber wird durch ihr Lächeln getäuscht. Wenn er um sie ist, beherrscht sie sich oder seine Gegenwart ist wirklich für sie ein heilkräftiger Zauber. Allein überläßt sie sich ihrem Schmerz. In den entlegensten Theilen des Parkes bin ich ihr noch spät Abends begegnet, irrenden Gangs, mit verweinten Augen. Seitdem Herr von Waldheim einige Mal von Golderz herübergekommen und nun gar auf Andlau wohnt, ist die Traurigkeit der gnädigen Frau noch düsterer geworden."

„Herr von Waldheim," brach Diana aus, „ist der böse Genius von uns Allen — ein Mensch, der durch sein Erscheinen schon Zwietracht unter den besten Freunden stiftet."

„Er ist mein Feind," entgegnete Berthold und es zuckte ein jähes Zornleuchten durch sein Gesicht, „er beobachtet mich und stellt mir nach. Kaum wagte ich mich zu Ihnen, weil ich immer seine Späher hinter

mir glaube. Darum trat ich nicht in das Haus, einer der Diener hätte mich erkennen können."

„Hier sind wir sicher — und ich, ich trotze Herrn von Waldheim. Reden Sie nur."

„Nehmen Sie zunächst," so drängte er ihr die Papiere Sibyllens auf, „verbergen Sie's gut, Fräulein. Das Schicksal Ihres Lebens soll darin verborgen sein."

Eine Ahnung... nein, eine Gewißheit durchschauerte sie; „nur in Andlau," hatte ihr Lothar so oft wiederholt, „kann sich der Schleier von Ihrer Geburt heben" ... in das Fichtengestrüpp griff sie mit der rechten Hand, wie nach einer Stütze suchend, mit der linken drückte sie das Ebenholzkästchen an ihre Brust. Während Berthold von Sibyllen erzählte, blieb sie starr, fast bewegungslos ihm gegenüber.

Auch als er schwieg, änderte sie ihre Stellung nicht. „Und Sibylle starb nach dem Gespräch mit der Baronin?"

„Sechs Stunden darauf; es war ein heftiger Wortwechsel, der die Kräfte der Kranken vollends aufrieb."

„Und Sie allein waren in den letzten Augenblicken bei der armen Frau?"

„Ich allein; es wohnte noch eine in dem Hause," setzte er zögernd hinzu, „aber Sibylle hatte sie hinausgehen lassen."

„O das ist böse! Wer denn?“ fuhr sie auf.

„Clotilde.“

Bei allem Ernst — trotz des Tragischen, das aus Berthold's einfacher Erzählung Diana anwehte, dies war eine zu tolle Laune des Zufalls ... „Clotilde! Die Rose vom Erkerhause!“ rief sie. „Ihnen also war sie nachgeeilt; wieder einmal, würde Herr Eppstein sagen, jagte Daphne nach Apollo.“

Röthe stieg auf Berthold's Stirn. „Nicht zu meiner Freude, zu meinem Schrecken saß sie im Waldhause, Fräulein Felsberg. Sie kam ohne mein Wissen und Wollen und nicht als gute Freunde sind wir geschieden.“

„Wo ist sie denn?“

„Nach Sibyllens Tode verließ sie das Haus; von der Baronin, die sie um Aufnahme in das Schloß bat, ward sie abgewiesen. Gestern erfuhr ich von einem Jägerburschen, er habe sie oben in Rabenhorst gesehen.“

„Rabenhorst ... ist das nicht ein Dorf in den Bergen?“

„Ja, eine halbe Stunde von hier, dort biegt der Weg ab,“ er zeigte über den Bach hinüber.

Diana verbarg erst das Kästchen unter ihrem Tuch. „Ich bin Ihnen auf's Neue verpflichtet, Herr Berthold; ob es freilich nicht viel mit den Phantasieen einer Fieberkranken zu bedeuten haben wird. Träume und

Schäume! Aber das trifft Sie nicht und Ihren Ritterdienst. Ich merke schon, Sie wollen mich nicht aus Ihrer Schuld lassen."

Auf und ab ging sie unter der Kiefer, langsamer, sinnender zuerst, hastiger, je mehr ihr Vorsatz reifte.

„Ich möchte nach Rabenhorst; wissen Sie, wo Clotilde sich aufhält?"

„Bei dem Prediger soll sie Zuflucht gefunden haben."

„Weit ist der Weg nicht, wollen Sie mich begleiten?"

Sein Herz schlug ihm .... es war so verlockend, noch eine Weile länger mit ihr zusammen zu sein, ihre Rede so sanft, so berauschend der Duft ihres Wesens.

Ohne seine Antwort zu erwarten, hatte sie die früher von ihm angedeutete Richtung eingeschlagen.

Unter dichtem Gebüsch, allmählig wuchs es zu Bäumen auf, gingen sie. Blau war der Himmel, walddustig und schweigend die Haide.

„Zu Clotilden," scherzte sie, „lasse ich Sie freilich nicht. Am ersten Hause des Dorfes sagen wir uns Lebewohl."

„Und Sie wollen allein zurück? In der Dämmerung?"

„Unbesorgt! Herr von Waldheim wird mir nicht begegnen und alle andern Menschen sind meine guten Freunde. Was treibt er drüben in Andlau?"

„Des Tags ist er kaum sichtbar, wie eine Eule im hohlen Baum sitzt er in seinem Zimmer unter Büchern. Mit Herrn Julian steht er schlecht, desto mehr redet er mit der Frau Baronin.“

„Oh, das ist und bedeutet nichts. Sie werden sich so viel und so Schönes von ihrer italienischen Reise zu erzählen haben, aus Rom —“

„Angenehmes gewiß nicht, sie sehen immer so ernst.“

„Ernst, Herr Berthold, schauen ja auch die alten steinernen Bilder der Kaiser und Kaiserinnen. Die hatten auch so eigenthümliche Erinnerungen, blutige, nachtdunkle Thaten aus der Vergangenheit. Und überdies ist Herr von Waldheim fromm, ein strenggläubiger Katholik, wir Weltkinder verstehen die Schmerzen und Freuden dieser Heiligen nicht.“

„Ob er ein Heiliger ist, weiß Gott allein. Ich aber kenne einen, der, wenn ihm Ort und Zeit günstig wäre, die Heiligkeit des Herrn von Waldheim eine schlimme Prüfung bestehen ließe. Der erzählt böse Dinge von ihm, Signore Bellori, verstände ich nur sein Kauderwelsch besser!“

„Ach, unser alter Freund, der berühmte Musiker! Ja, der war nicht freundlich gegen ihn gesinnt — ich dachte anfänglich, es wäre Künstlerneid. Haben Sie ihn gesehen? Wie geht's ihm? Die Eppstein's haben

mir nur gesagt, er hätte die Hauptstadt in seiner eigensinnigen, störrischen Laune verlassen ... so recht ein verfehlter Genius, in dem die Natur sich gründlich bei der Mischung der Stoffe vergriff, hohe Gedanken mit der schwächsten Kraft zu ihrer Ausführung, idealen Schwung mit geringem Verstande zusammenschmolz — der Arme, bisher ist er über jeden Stein am Wege gestolpert, zuletzt wird er über seinen eigenen Schatten fallen."

„Schade, daß Sie Recht haben. Es ist eine traurige Geschichte, Fräulein Felsberg, und mich reut's, daß ich daran gerührt. Aber Sie könnten ihm einmal begegnen, auf dem Königsschießen in Rabenhorst am letzten September vielleicht, und da möchten Sie noch mehr erschrecken, träfen Sie ihn unvorbereitet."

„Und käme er aus der Hölle, in Dämonengestalt, wenn er nur seine Geige spielt, wie früher, bin ich seine Freundin."

„Er treibt sich schon monatelang in diesen Bergen mit wandernden Musikanten umher, heute in dieser, morgen in jener Schenke. Jetzt sind sie über Golderz hinaus in's Nachbarland gezogen, er voran, spielend, sagen die Leute, wie die alten Zaubermeister, seine Gesellen nennen ihn den edeln Herrn."

„Ach!" brach Diana einen Augenblick in tiefer,

wahrer Ergriffenheit aus. „So wandelt ein unglück-
licher Genius über die Welt hin, wie eine Sternschnuppe
verlöschend durch die Luft fährt. In der nächsten Minute
kennt keiner ihre Spur mehr. O über die Eitelkeit des
Talents! Ueber die Nichtigkeit der Kunst! War er
nicht auch von Begeisterung entzündet? Gab er nicht
auch sein Bestes den Menschen hin? Und das ist nun
das Ende — ein wandernder Musikant in den Bergen!“

„Ich traf ihn am Sonntag nach Pfingsten am Fuß
des Gebirges, nach Schönburg zu, in einem Dorfe. Es
war dort ein großes Tanzfest und er stand unter den
Musikanten wie ein König. Während einer Pause näherte
ich mich ihm, er erkannte mich gleich, wir begrüßten
uns. Nun wollte er, was die Andern auch sagen und
bitten mochten, nicht mehr spielen, sondern mit mir
reden. Wir saßen zusammen, anfangs allein, da merkt'
ich schon, daß die Krankheit, die ihn damals im Erker-
hause ergriffen, noch nicht geheilt sei. Wenn er eine
Weile vernünftig gesprochen, die besten und klügsten
Dinge, zur Bewunderung Aller, schüttelte ihn plötzlich
das heftigste Fieber. Er krümmte sich wie unter den
Krallen eines wilden Thiers, er schäumte vor Wuth.
Einmal über das andere verwünschte er Herrn Fran-
ziscus; wenn ich nur italienisch könnte, dann würde ich
Ihnen wohl einen besseren Bericht erstatten. Der An-

fall ging vorüber, er rief alle Musikanten an unsern Tisch, es ward getrunken, gesungen, er hatte viel Geld und warf es umher, wie Regentropfen."

„Schade! Schade! Wenn ich ihn nur wiedersähe, vielleicht tröstete und ermuthigte ihn meine Rede. Sie sprachen vorher von dem Preisschießen in Rabenhorst, Herr Berthold, dabei muß doch Musik sein, wär's nicht möglich, den armen Bellori dahin zu bringen?"

„Ich will's versuchen."

„Ihnen wird er folgen. Von Ihnen befürchtet er keinen Hinterhalt. Dort soll's meine Sorge sein, ihn wieder für uns zu gewinnen, er muß sich heilen lassen."

Darauf stockte das Gespräch, sie eilten nur vorwärts, da die Sonne sich neigte. Einsilbiger sprachen sie noch vom Wetter, von der Gegend, allmählig schwiegen sie ganz, bis sie die Waldwiese vor Rabenhorst erreichten: dort trennten sich ihre Wege. Stolzer erhebt kein Sieger nach gewonnener Schlacht sein Haupt, als Berthold, in seinem Geiste sah er sich schon als den Herrn einer ebenso schönen Besitzung, wie Andlau war, auf das er zuschritt, wunderbar große Geschicke glaubte er in Händen zu halten.

II.

„Et peut-on être heureux sans qu'il en coûte rien?“ wiederholte zum vierten Mal Herr André Crozat der ungeduldigen Henriette, die eben so hartnäckig dabei beharrte, sie könne und werde nicht zehn Minuten lang in einem lebenden Bilde als marmorne Victoria auf einem Postament stillstehen, sondern wenn Herr Crozat nicht früher den Vorhang hinunterlasse, mitten in die Gruppe hineinspringen, geschähe, was da wolle. Sein Vers sei hübsch und sie danke ihm auch für die Anmerkung, daß ihn La Fosse in seinem Trauerspiel „Manlius“ gedichtet, im Uebrigen aber brächten sie alle Tragödien von Corneille und Racine nicht zum Stillstehen.

Dies begab sich hinter den Coulissen eines kleinen, am Springbrunnen von Sibyllenruh aufgeschlagenen Theaters.

Den Geburtstag und die Genesung der Mutter wollten Arthur und seine Geschwister heute durch ein Fest verherrlichen. Mit dieser nur den Eingeweihten

offenbarten Bedeutung des Tages verband sich die Absicht der Familie, in der Umgegend, ehe sie von ihrem Landsitz nach der Residenz zurückging, eine glänzende Erinnerung an ihren Reichthum und ihre Gastlichkeit zu hinterlassen und gleichsam in Vergessenheit zu bringen, daß sie auf diesem Boden noch neue Herren seien. Mehr als in Arthur's Natur lag Prunksucht und eine Lust nach selbstgefälliger Ausbreitung ihres Reichthums im Charakter seiner Mutter, die erst allmählig aus mittelmäßigen Verhältnissen emporgestiegen nun die sie umgebende Herrlichkeit Andern zu zeigen liebte. Darum war Alles gethan, das Fest in reichster und gewähltester Pracht auszustatten, aus der Hauptstadt hatte Arthur zur Ausschmückung der Säle und des Theaters, den Hoftapezirer herbeigerufen und mit des Grafen Lothar's Erlaubniß das Treibhaus in Schönburg zum Entsetzen des Gärtners geplündert. Freilich war Andlau der Villa um eine gute Strecke näher und besaß einen schöneren Blumenflor als Schönburg, allein mit den „Leuten von Andlau“ war der Verkehr nicht leicht und sie gehörten überdies zu den eingeladenen Gästen.

Bei jedem Feste muß sich Einer für Alle opfern und die unglückliche Rolle eines Ordners übernehmen. Diesmal, da Herr Arthur zu viel in seinen Hüttenwerken und in seiner Fabrik zu Golderz zu schaffen,

nachzusehen und zu ändern hatte und kaum eine verlorene Abendstunde erübrigte, sie seiner mythologischen Tragikomödie „der Raub der Proserpina“ zu widmen, war Herr André Crozát zum Theaterdirector ernannt worden.

Plötzlich an einem Abend entführte ihn Arthur aus dem einsamen Erkerhause: der Herr Professor sei der gebildetste Mann, er verstehe sich auf das Alterthum und die französische Literatur, keine Vorstellung der Rachel habe er, so oft sie in der Stadt erschienen, versäumt, man brauche nur einen Blick auf seine reichhaltige, schon zehntausend Stück umfassende Sammlung von Theaterzetteln zu werfen, um zu wissen, welchen Kenner man vor sich habe; nur er könne Dilettanten den Raub der Proserpina einstudiren; wenn er nicht auf der Stelle mit nach Sibyllenruh käme, sei es um den Ruhm des Hauses Eppstein geschehen. In Herrn André Crozat's Brust erwachte der Ehrgeiz, sich einer so guten Meinung von seinen Gaben würdig zu beweisen, eine seit fünfundzwanzig Sommern gehegte aber aus Mangel an Mitteln immer wieder unterdrückte Reiselust ... Arthur, an dem ein Landschaftsmaler verloren gegangen, schilderte das Gebirge, Sibyllenruh, den Garten von Andlau bald mit den Farben Poussin's, bald mit dem breiten Pinsel Everdingen's — zuletzt

erinnerte er von der größten zu einem Regenschirm verschnittenen Buchsbaumhecke von Andlau ausgehend, an die Bilder Watteau's und Lancret's, die Herr Crozat, als Hauslehrer mit der Familie seiner Zöglinge vier Wochen „in Villegiatura" zu Dresden lebend, dort in der Galerie mit einem Seufzer über die entschwundene Herrlichkeit des alten Frankreichs angestaunt: so wäre das Dasein in Sibyllenruh. Ehe Herr Crozat das Geringste erwiedert, saß er im Wagen der Eisenbahn, er glaubte auf Faust's Zaubermantel geflogen zu sein.

Zehn schwere Tage hatte er seitdem überstanden; er tröstete sich damit, daß die Abbé's im Rococozeitalter doch auch viel Mühseligkeiten und Hänseleien von ihrer Bekanntschaft mit den Marquisen und Herzoginnen und wahrscheinlich noch weniger Freude gehabt, als er, inmitten einer Schaar lieblicher, muthwilliger und sein fünfzigjähriges Herz wie mit letztem Frühlingshauch erquickender Mädchen in der reizenden Landschaft genoß. Ihnen zu gefallen gab er dann auch seinen Lieblingsgedanken auf, den „Raub der Proserpina" von den Darstellern und Darstellerinnen in Reifröcken, Perrücken und mit gepudertem Haar aufführen zu lassen, in einem Kostüme, das er noch classischer als das classische nannte. Um ihn indeß zufrieden zu stellen, gingen Diana und Arthur's Schwestern einen halben Tag in Sibyllenruh

als „verkleidete Marquisen“ mit ihm spazieren und erlaubten ihm in jeder Stunde einmal eine Andere zu küssen. Für die kleinen Leiden, die Herrn Crozat peinigten, traf Arthur inzwischen ein großer Schlag. Es war unmöglich, trotz der Freiheit des Sommeraufenthaltes, die Prinzessin für die Rolle der Ceres zu gewinnen; Diana verbot ihm sogar ausdrücklich, die Fürstin ehrerbietig um ihre Gegenwart bei seinem Feste zu bitten; sie wünsche nicht, daß ihre Freunde vor Hofschranzen durch eine Ablehnung ihrer Bitte und ein spöttisches Lächeln gedemüthigt würden.

Eine andere Ceres ward in einer Schauspielerin, die das Bad in Golderz gebrauchte, gefunden und statt der Prinzeß kam eben nur eine ihrer Hofdamen den Hügel von Sibyllenruh hinaufgefahren.

Mit ihrer Ankunft sollte das Stück beginnen.

Die andern Gäste saßen schon im Halbkreise vor dem zwischen Bäumen und Gebüschen halb versteckten halb wie ein Feenpalast aus ihnen hervorlauschenden Blumentheater oder wandelten noch in den nahgelegenen Laubgängen. Martha als die vornehmste Dame der Landschaft und „ihre Nachbarin“ hatte Arthurs Mutter mit liebenswürdigem Zwang auf den Ehrenplatz geführt. Je kühler und zurückhaltender Julian und Martha sich

bisher ihnen gegenüber gezeigt, mit desto feinerer Artigkeit und Zuvorkommenheit überhäuften sie die Eppstein's.

Ein melodisches, aus dem Schatten herüberklingendes Glockenspiel lud Alle nun zum Sitzen ein und forderte, wie eine sanfte, beredte Stimme, zur Aufmerksamkeit auf.

Hinter den Coulissen trocknete Herr André Crozat seine Stirn, sie glühte wie die Vulkan's unter den blitzeschmiedenden Cyklopen und doch umgaukelten ihn nur lachende Nymphen. „Meine Damen, seien Sie nicht zu wild, bedenken Sie, daß Sie bei alledem Göttinnen oder doch wenigstens Halbgöttinnen sind, achten Sie auf Ihres berühmten Schiller's „Anmuth und Würde" — Anmuthig! Mit sechszehn Jahren ist man immer anmuthig. ein lebendiges Kunstwerk . . . aber die Würde, da liegt's! Die Kunst ist schwer und zehn Tage sind jetzt noch kürzer als vordem, seit die neueren Forschungen bewiesen, daß die Welt nicht in sechs Tagen geschaffen" — Da traten von der andern Seite die Götter ein, Jupiter, Apollo, Pluto . . . und ein Anblick, über den die Göttinnen beinahe in ein allgemeines Beifallsklatschen ausgebrochen wären, „wirkliche" Giganten und Titanen aus Herrn Arthur's Fabrik. In dem allgemeinen Gewimmel erhob Crozat seine Hände zu dem blauen Himmelsgewölbe: „Götter und Göttinnen, ich flehe für Sie den höchsten Gott an, daß er nicht

in böser Laune seine Wolken über Sie regnen läßt, nichts ist trauriger, als verwaschene Gottheiten."

Da ging der Gazeschleier, den man über den dahinter niedergelassenen, eine Landschaft darstellenden Vorhang gespannt, in die Höhe, wie allmählich sich zertheilender Nebel . . .

Das Stück begann.

„Der Raub der Proserpina" hatte eine zwiefache Bedeutung. Indem Arthur den Mythos erweiterte und seine Ceres aus Kummer über die verschwundene Tochter, aus Schmerz und Aerger über die immer geringer werdende Zahl ihrer Verehrer, für deren Felder sie nicht mehr sorgte, zur Trauer des Olymp's, in eine schwere, sie langsam aufzehrende Krankheit, Götterschwindsucht, fallen ließ, erhielt seine Tragikomödie einen Bezug auf das Fest des Tages, die kranke Ceres war sichtlich seine Mutter, die mit dem Wiedererscheinen der so heißgeliebten, entführten Tochter genas; diese Tochter stellte Diana dar; die zarteste Schmeichelei und der feinste Dank, den ihr Arthur für ihre Hülfe zu bringen wußte. Daneben entwickelte sich freier und ganz nach der Willkür des Dichters die symbolische Bedeutung seines Spiels.

Der erste Akt begab sich auf Sicilien. Empedokles, ein junger, freigeistiger Sicilianer, Edelmann von Ge=

burt, Philosoph und Volksfreund aus Gesinnung, verliebte sich in die schöne Proserpina, die oft in der Nähe seines Landgutes mit ihren Nymphen Blumen pflückte. Bald waren beide mit einander bekannt und vertraut geworden, Empedokles spielte mit den Nymphen Ball oder sang ihnen zur Leier seine Gedichte vor; er hielt sie aber für Ballettänzerinnen aus Syrakus, die ihre Ferien in dem nahgelegenen Enna zu einer Badekur benutzten. Einmal fiel die Rede zufällig auf die Götter und als Empedokles sie lächelnd für Märchengestalten und Nebelgebilde ausgab, gerieth Proserpina, im Gefühl ihres göttlichen Ursprungs, in so hohen Zorn, daß sie eine hochblühende Narzisse abriß, um den Frevler damit zu züchtigen. Diese Narzisse aber blühte gerad über der Schlucht der Unterwelt und schloß sie mit ihren Blättern. Aus dem so freigewordenen Schattenreich stieg Pluto auf; Proserpina sehen, umfassen und vor den Augen des erschreckten Empedokles hinabreißen war ihm eins. Nach der ersten Bestürzung richtete sich Empedokles kaltblütig wieder auf, seine Gleichgültigkeit gegen die Götter verwandelte sich in einen tiefen Haß. Keine Nebelgebilde, es waren jetzt für ihn Räuber, Vergewaltiger und verwegene Taschenspieler, mit den Priestern theilten sie ihren Raub und ließen Niemandem weder die Seine noch das Seine. Er beschloß die

Menschen gegen sie zu empören und durchwandert, ein Säemann des Aufruhrs, Sicilien. Ueberall findet er Gleichgesinnte, die Erndte steht schlecht, auf den Feldern verdirbt das Korn, in nicht ferner Zukunft droht schreckliche Hungersnoth. In allgemeiner Abstimmung erhält der Vorschlag des Empedokles, die sonst den Göttern geweihten Früchte unter die Armen zu vertheilen und eine Verbrüderungscasse zu errichten, die Capitalien ohne Zinsen verleiht, die Billigung des Volkes, nur die sieben Priester des Pluto verweigern ihre Zustimmung. Schwer trifft sie der Zorn des gerechten Volkes nicht, sie werden zu Verschließern der sieben Haupttempel Siciliens ernannt und müssen den Fremden die alten Märchen erzählen. Allein immer in den Gemüthern lebt noch die Furcht vor den Göttern, täglich sieht sie das ängstliche Auge auf feurigen Rossen am Himmel entlang reiten und Empedokles selbst besorgt einen Angriff der Olympier. Man meldet ihm, daß in ihrer geheimen Waffenfabrik des Aetna ununterbrochen an neuen Feuergeschossen gearbeitet werde. Auf diese Nachricht steigt er muthig in den Berg hinein und geräth unter die Cyklopen und Giganten. Scharfen Augs erkennt er in ihnen die Männer der Zukunft und die Vertheidiger der Freiheit. Er redet zu ihnen, aber zu schwer hat sie die Hand der mächtigen Götter getroffen, sie glauben dem kühnen

Fremdling nicht und wollen ihn in ihren Glutöfen verbrennen, als Ceres erscheint, Thränen in den Augen, staubig, im zerrissenen Gewand und um Feuer bittet, ihre verlöschte Fackel daran zu entzünden. Zagend schauen die Giganten ... „das sind also eure hochgerühmten Götter?“ ruft ihnen Empedokles zu. „Schämt ihr euch nicht, Männer, diese arme, verlassene Frau anzubeten, statt ihr zu helfen? Gebt ihr doch Feuer!“ Damit zündet er selbst die Fackel der Ceres an, die mit lautem Dank für ihn in die tieferen Schluchten des Aetna entschwindet. Ueberzeugt, daß die Götter so bedürftig wie sie seien, folgen die Cyklopen dem Empedokles; auf der Höhe des Aetna verkündet der Herold, da der Krieg und das Morden unmenschlich sei, hätten die Sicilier beschlossen, den Olymp nicht zu stürmen, sondern die Götter durch eine Hungerkur zum Aufgeben ihrer Tyrannei zu zwingen.

Im zweiten Akte schlossen sich hieran die Abenteuer Proserpina's in der Unterwelt. Verwirrung und Schrecken herrschen hier. Die große Hungersnoth, auf die Pluto gerechnet, daß sie die Zahl seiner Unterthanen vermehren sollte, ist nicht eingetreten, sondern durch die weisen Maßregeln des Empedokles in ihrem Beginn schon erstickt worden. Länger dauert jetzt auf Erden das Leben der Sterblichen, aufgehört haben die blutigen Kriege,

die tödtlichen Feindschaften, milder und freundlicher neigen sich die Herzen einander zu. Seitdem das Natürliche nicht mehr als Schuld gilt, werden die Laster seltner. Müßig sitzt darum der Knabe mit der gesenkten Fackel am Acheron und redet von besseren Zeiten, von Ilion's Brand und dem Völkermorden des Nebucadnezar, mit Charon, der an seinen Nägeln kaut. Unweit von ihnen spielen die drei Furien in gähnender Langweile eine melancholische „Partie Whist“ mit einem Strohmann. Pluto aber tobt einem Rasenden gleich, wie eine Feuerwolke senkt sich sein rother Mantel auf die Verdammten. Auf seinem Helm sind kleine Bockshörner angebracht und sein rechter Fuß zeigt eine bedenkliche Hinneigung zu dem Pferdefuß des Satan. Nach der Anschauung des Dichters ist Pluto der angehende Teufel des Mittelalters. In finstern Gedanken brütete er über einen Angriff auf die heiteren olympischen Götter, und sieht sich durch die Empörung des Menschengeschlechtes sehr zur Unzeit in seinen Eroberungsplänen gehindert. Karg ist die Beute, die selbst seine schrecklichsten Krieger, Haß und Neid, Habsucht und Ehrgeiz, in die Schattenwelt hinabführen. Sie finden dort oben keine königlichen Schlächter mehr, keine Höflinge, keine Narren, die schlimmsten Sünder, die sie ihm zeigen, sind Kornwucherer, Fabrikherren, die den Lohn ihrer Arbeiter um einige

Pfennige geschmälert, Priester, deren Reden Unheil in Familien gestiftet und Zwiespalt in ruhige Herzen geworfen — verächtlich wendet sich Pluto „von diesem Gesindel“ und sucht in einem Gespräch mit Busiris und dem Oberpriester des Moloch von Karthago Zerstreuung. Indeß trauert Proserpina auf ihrem Thron. Schon bereut sie ihre Heftigkeit gegen Empedokles und sehnt sich nach ihm und dem Licht der Sonne zurück. Im Achilles, der ihr seine Huldigung darbringt, glaubt sie die Züge des geliebten Mannes wieder zu erkennen, sie fordert ihn als den schönsten und tapfersten der Hellenen auf, sie aus der Unterwelt rettend zu entführen. Allein die Flüchtigen kommen nur bis an das Ufer der Lethe. Dort, von dem Duft des Wassers betäubt, sagt ihr Achill Lebewohl, schwört ihr ewige Vergessenheit und entschläft. Verzweifelnd will sich Proserpina in den Fluß stürzen, als die andern Schatten, die heute ihren „großen Tartarusball“ feiern, Helena und Andromache voran, herbeieilen und sie in den Bewegungen des Tanzes mit Lilien bekränzen. „Was seh' ich?“ jauchzt Proserpina, „auch hier wird getanzt? Dann ist Alles gut, im selben Rhythmus schweben Menschen, Schatten und Götter auf und nieder!“

Wie es den Letztern ergeht, zeigt der dritte Akt in der Burg des Olymp. Schön und stattlich sind die

Götter noch immer, ganz kann die Heiterkeit ihrer großen Seelen durch kein Unglück getrübt werden. Die schwersten Sorgen liegen auf Bacchus' jugendlicher Stirn. „Wir dürsten wie die Proletarier," sagt er. „Aber sie nicht, wie wir," entgegnet Jupiter „mit Würde." Oede dehnt sich der Saal, die goldenen Tische und Sessel sind für wenige Wolken Opferrauch verkauft worden, aus denen Hebe Ambrosia und Nektar bereitet, ja noch mehr, Apollo hat seine Leier, Venus ihren Gürtel, Jupiter seine Blitze bei der Verbrüderungscasse versetzt, die ihnen dafür, mit schweigender Zustimmung des Empedokles, täglich eine dünne Rauchsäule hinaufsendet. Dies ist die „Götterschwindsucht." Um zunächst die Krankheit der Ceres zu heilen, die alles Elends Schuld und Ursache, hat Jupiter den Götterrath berufen — Pluto hat die Auslieferung der Proserpina verweigert und den Olympiern Krieg angesagt, es sollen darum, da kein anderes Mittel zur Rettung der Ceres, der großen Mutter der Natur, bleibt, die heiligen Thiere, der Adler, der Pfau, die Tauben, getödtet und zu einer „Kraftbrühe" für Ceres gekocht werden. Mitten in die Berathung hinein schallt der Trompetenruf des Empedokles, es bebt der Berg, allgemeine Verwirrung — „es ist wie am Tage, wo wir Ilion zerstörten," sagt schmerzlich gefaßt Minerva, „die uralte Gottheit des Geschicks blickt nun

auf unsern Untergang so ruhigen Aug's, wie wir Priamus sterben sahen." „Muth", ermahnt Jupiter, „falle Jeder in einer classisch schönen Stellung, es ist freilich schmählich, daß die Menschen auch darin so oft unsere Vorbilder gewesen." Wie nun aber die Sterblichen in den Saal stürmen, schwebt Proserpina mit den Schatten herauf, denn der Tanz hat die Decke der Unterwelt durchbrochen und sie in seinen Schwingungen hinaufgetragen. Jauchzend umringen sie die Götter, sie liegt am Herzen der wieder genesenden Mutter, den Saum ihres Kleides faßt Empedokles. Nicht als Feind ist er gekommen, mit Allem Lebendigen Mitleid zu fühlen in dem gemeinsamen Elend, vor der dunklen Macht über allen Wissen und Schauen, sei sein Gebot: so bringt er den Verschmachtenden in gläsernen Schalen „rosenrothen Champagner." Jupiter umarmt ihn, Proserpina — feierlich entsagen die Götter ihrer angemaßten, auf Gewalt und Täuschung beruhenden Herrschaft; wie im goldenen Zeitalter wollen sie fortan menschlich unter Menschen wohnen. Vor dieser Verbrüderung streckt auch Pluto's Heer die Waffen, er allein verschmäht jeden Frieden, er sei was er sei, ein Tyrann, der Ritter der Legimität und werde sich „seine Existenz" nicht wegläugnen lassen. Man übergiebt ihn als einen unheilbar Tollen den sieben sicilischen Priestern und frohe Chöre

der Schatten, Menschen und Götter beschließen das Spiel.

Weniger der phantastische Inhalt der Tragikomödie, als ihre prächtige Ausstattung, die Harmonie, in der sie zur Feier des Tages, zu dem Ort ihrer Darstellung auf einem Blumentheater und der Stimmung der Gesellschaft stand, einzelne glückliche Scherze und das gelungene Spiel des Pluto und der Proserpina erwarben ihr ungetheilten Beifall. Arthur aber wollte kein Verdienst an diesem Erfolge haben, die Idee sei ihm, wie Jeder sehe, aus den Komödien des Aristophanes und den mythologischen Possen Piroa's und Favart's gekommen, es sei eine Rococoschöpfung, der er ein neues Gewand umgehängt; wohl möglich, daß bei der Verwilderung des deutschen Theaters ein geistvoller Kopf seinen Gedanken aufgriffe und durch solche Zauberspiele das Publikum zunächst wieder an Poesie und Humor gewöhne, allein er sei dieser Messias nicht und wenn doch einmal Kränze gespendet werden sollten, so gebührten sie alle der Proserpina. In deren Lobe suchte denn auch Jeder den Andern zu übertreffen. Wie sie im letzten Akt aus einem dichten Gebüsch gleichsam emportauchte — über ein lila Unterkleid ein weißes schleierartiges Gewand gezogen, das ein purpurnes Gürtelband mit goldenem Schloß festhielt, von ihren Haaren, die

der Lilienkranz durchflocht, herab ein langer blaßgrüner Schleier sie wallend wie eine Wolke, durch die goldig das Licht blitzt, umwehte, da schlugen Alle von diesem Anblick überrascht in die Hände und „Schön! Wunderschön!“ umrauschte es sie.

Auch Julian hatte mit eingestimmt, auch ihn riß ihre Erscheinung und noch mehr die Begeisterung der Andern hin. Sonst war ihm Diana ein Räthsel geworden, nicht so hatte er sich die Umwandlung eines jungen, scheuen Mädchens in eine Künstlerin gedacht. Nach der ernsten Grundstimmung ihrer Seele entwarf er sich ihr Bild. Sie war da eine strenge, reine Jüngerin der Kunst, ein priesterlicher Zug erhob und trennte sie von den Andern. Nichts von dem Allen bestätigte sich nun, eine Launenhaftigkeit, ein Uebermuth und eine Freiheit des Auftretens, die er nie an ihr gekannt, spotteten seines Heiligenbildes. In seinem Unmuth darüber konnte er sich nicht einmal mit der Ueberzeugung beruhigen; sie stelle sich nur so wild und ausgelassen, es sei ein vorbedachtes Spiel. So hatte sie sich einmal entwickelt, dies war die doppelte Einwirkung der Kunst und eines geräuschvollen Lebens auf sie. Ihrer Rolle wie ihrer Laune entsprach es da recht, als sie jetzt mit den beiden Schwestern Arthur's von der Bühne herabtrat und auf deren Mutter zuflog, alle drei sich

um die Knie der alten Frau schmiegten und ihr die Hände küßten.

Julian kehrte sich ab, ihm mißfiel „der Theatereffekt.“ Einige Worte des Beifalls über das schön gelungene Werk schuldete er noch dem Dichter und Wirth ... er gerieth dann in ein weiteres Gespräch mit ihm. Wie es die Gelegenheit gab, sprach man von der dramatischen Kunst.

Brächte er auch allen Künsten den ihnen schuldigen Tribut eines das Schöne empfindenden und sich dafür begeisternden Herzens dar, so sei ihm doch die dramatische Dichtkunst die höchste und liebste, versicherte Arthur. Ihr widme er die wenigen Stunden innerlichster Sammlung und freier Muße, die ihm sein vielbeschäftigtes und mit prosaischen Arbeiten überhäuftes Leben lasse; mit Schmerz sähe er täglich die Zahl derer kleiner werden, die dem Theater Verständniß und Neigung entgegenbrächten, die von ihm Anregung des Geistes und Bildung des Herzens erwarteten, und im Gegentheil die Ansicht um sich greifen, daß die Bühne nur zur Unterhaltung der Müßiggänger bestimmt sei. Man müsse darum die dramatische Dichtung reformiren, mit Feuer und Schwert. Er neige eben nicht zu Schreckensmaßregeln, in diesem einen Falle aber würde er alle Possen, alle Sololustspiele und alle Familienschauspiele

verbrennen lassen; jede Aufführung eines Trauerspiels, das nicht in Versen geschrieben sei, verbieten und zur Reinigung der entweihten Bühne ein ganzes Jahr jeden Sonntag Iphigenia aufführen.

Auf den Einwand Julians, daß die Theater damit wahrscheinlich schlechte Geschäfte machen würden, erwiederte er: „der Untergang der kleinen Bühnen ist ein Segen; je weniger Schauspieldirectoren, je weniger Agenten, je weniger Schauspieler, desto mehr Talente. Beschneidet nur den Lebensbaum tüchtig, dann wird er schon sprießen. Im Beginn, bester Herr Felsberg, wird das Unternehmen vielen Tadel und wenig Geld einbringen, aber wer in solchen Dingen nur den ersten Riß deckt und unerschrocken beharrt, der gelangt an's Ziel."

Für das Auto da Fé stimmte Julian lachend und wollte es sogar noch weiter ausgedehnt wissen. „Nur", sagte er, „scheint mir eins noch dringender: die Reinigung der Posse; wir brauchen dann vielleicht gar keinen Scheiterhaufen. Die Posse ist das Lieblingskind der Menschen und Zeiten geworden, schließt aber diese Form nothwendig die Poesie aus? Nein; gewaltsam haben sie unfähige und rohe Hände von sonnigen Höhen auf den Trödelmarkt des Gemeinen hinabgestoßen, sie ist wie Aschenbrödel im Haus ihrer reichen, dummen und boshaften Verwandten. Giebt es denn keinen Genius,

ein Elfenkind, dessen Flügel ihr leis die „Wolke von Staub und Ruß“ vom Gesicht wehte? Aristophanes, Platen, Raymund, so verschiedenartige, ungleiche Geister, bieten, Jeder in seiner Eigenthümlichkeit, unerreichbare Muster; schöpferisch muß man ihnen nachahmen. Die künstlerischen Elemente der Posse sind die Parodie und das Zauberwesen. Beide wurzeln im Herzen des Einzelnen, wie in dem des Volkes, beide ertragen den derbsten Scherz und lassen sich zu Gebilden höchster und freiester Poesie entwickeln. Dies, mein' ich, ist ein Ziel und ein Weg dazu. Man muß nur nicht gleich vom ersten Versuch das Schönste erwarten und den Baum umhauen, weil die erste Frucht säuerlich gewesen. Ihre Tragikomödie, Herr Eppstein, wandelt stattlichen Schrittes diese Bahn.“

Von der Posse stieg man im Verlauf des Gesprächs zu den andern Formen des Drama's auf. Der Vers und die Einheit des Orts in jedem Akt wurden als ein formales Gesetz des Trauerspiels bezeichnet. Durch die Einführung geschichtlicher Gegensätze sollte das Familienschauspiel erhöht und dem historischen Drama durch ein kräftigeres Hervorheben der Massen, durch ihre Betheiligung an dem Geschick der Helden Wahrheit, Farbe und Wirkung gegeben werden.

Im Hinzutreten der Andern ward dann die Unter-

redung allgemeiner und irrte bald auf dieser, bald auf jener Straße hin und her. —

Gerad über des Springbrunnens aufsteigendem Strahl stand der Vollmond. Im Wasser spiegelte sein Bild, sein Glanz an den Fensterscheiben des Hauses. Dem frohen Getümmel darin war Julian entflohen. Unter dem dunkelgrünen Lorberbaum, den Herr Arthur dem Treibhause von Schönburg entführt, war er allein. Hinter ihm lagen die dichteren Gänge des Gartens von bunten Ballons mit magischem Licht erhellt, das einsame Theater, in dessen Blumenkränzen farbige Glaslampen brannten. Sonst hatte er sich frischer und wohler in solchem Treiben gefühlt und war unter den Tollen der Tollste gewesen. „Du bist in der Ehe auch zum Philister geworden,“ sagte er sich. „Weil Martha sich mit diesen närrischen Leuten nicht zurecht findet, steckt ihre Unbehaglichkeit Dich an. Allerlei Grillen fängst Du ein, ärgerst Dich über Deine Schwester und kannst ihr doch keine größere Sünde vorwerfen, als daß sie eben lustiger ist, als Du.“ Weiter dachte er nicht, aus Furcht, den Spuren dieser Gedanken bis zu ihrem Ursprunge nachzugehen. Wer sieht die Runzeln gern in seinem Gesicht? In seiner Seele? Weder den Verdacht, der gegen Franziscus und sein Verhältniß zu Martha in ihm keimte, noch das geheime, neidische Mißvergnügen,

mit dem er aus seiner Gebundenheit Diana's Ruhm und Freiheit betrachtete, mochte er sich gestehen.

Da kam Diana aus dem Saal, nur den grünen Schleier hatte sie abgelegt, sonst war sie noch in ihrem Proserpina-Kostüm; schön saß der Kranz in ihrem Haar ...

„Hierher bist Du also geflüchtet," sagte sie, „die Geister der Nacht und ihren Gesang zu belauschen? Gelten wir Dir so wenig?"

„Ich glaubte nicht, daß man mein Fortgehen bemerken würde; vermissen wird mich Niemand."

„Doch, eine — ich bin Dir nachgegangen." Den ernsten Sinn, der ihm etwa in diesen Worten hätte auffallen können, verwischte ihr leichter Ton.

„Aber Du bist die Seele der Gesellschaft."

„Dank für die Schmeichelei. Mögen sie sich einmal ohne Seele behelfen. Hier ist's kühl und duftig und still. Wie Du so dastehst im Schatten des Lorbers, Dein Antlitz im Mondschein wie ein Marmorkopf, etwas vom Alexander, etwas vom Antinous — Du bist doch zum Helden oder zum Künstler geboren — Vergieb, ich rede noch wie Proserpina und bin doch überzeugt, daß ich Dir in dieser Rolle grundschlecht gefallen."

„Du bist immer unübertrefflich."

„Das sagte mir die Baronin auch, als ich während

Eures Besuchs in Golderz bei der Prinzessin Klavier spielte — wunderbar, herrlich! Gute Worte, es fehlt nur der seelische Ton."

„Wer zerriß denn zuerst diese feinen Saiten zwischen uns?" fragte er, seiner bitteren Laune nachgebend.

„Ich — natürlich ich! Ihr hattet mir ein so glückliches Loos vorbehalten ... ohne Sorgen, ohne Unruhe! Als Dienerin und Gesellschafterin der Baronin hätte ich in Andlau leben sollen, Blumen pflücken, um eine Andere zu schmücken!"

„Für diese Verhältnisse willst Du keinen klaren Blick haben, sondern Alles absichtlich überspannen und verwirren. Freundlich, ich darf wohl sagen, zärtlich ist Dir Martha entgegengeeilt, nicht einmal das hast Du über Deinen Eigensinn gewonnen, sie in Andlau zu sehen und ihre Freundlichkeit zu erwiedern."

„Ich bin ja schuldig, ich wiederhole es. Aber ich vermag nichts über meine Abneigung und ich will auch nicht! Ich höre mit anderm Ohre, als Du, und nicht Alles was von Liebe redet, klingt mich wie Liebe an. Was soll ich in Andlau? Mit Herrn von Waldheim streiten?"

„Mit dem bist Du auch zerfallen. Nach einander scheinst Du mit Jedem brechen zu wollen, der Martha nahe und befreundet ist."

„Mit Dir nicht, Julian, nicht mit Dir!“ sagte sie eifrig, blitzenden Aug's .... „Und mit jenem Mann — wenn Du wüßtest, warum wir gebrochen!“

„So rede, Du folterst mich.“

„Das sind Dinge, die man nicht sagt, die man nur rächt.“

„Schwester!“ Und er umfaßte sie mit dem linken Arm, den rechten drohend hinausstreckend, als wolle er sie vor einem noch unsichtbaren Angriff vertheidigen.

So lag sie an seinem lautschlagenden Herzen.

„Nein, Julian,“ rief sie, „Du denkst nicht, was aus Deinem Auge hervordroht. Nein, keine Lippe hat noch meine Stirn berührt, als die Deine.“

Und wie sie nun seinen Hals mit ihren Armen umschlang, ihre Leidenschaft auch ihn fortriß und er sie stürmischer und heftiger an sich preßte, ging Martha aus dem Hause in Arthur's Begleitung dem Springbrunnen und den Weiden zu.

Arglos sah oder schien sie Diana in Julians Armen zu sehen. „Dieser Tag ist wirklich ein Glückstag, Herr Eppstein, und Ihr Brunnen ist wie der Liebesquell im Ardennerwald. An seinem Rande haben sich die feindlichen Geschwister wieder ausgesöhnt.“

Diana aber wand sich in unaussprechlicher Verwirrung, im zornigsten Schmerz, daß sie die Zähne

zusammenpreßte, um die hervorbrechenden Thränen zu unterdrücken, von Julian los ... ein vergifteter Pfeil war der Scherz der Nebenbuhlerin. In dieser hastig wilden Bewegung verschob sich ihr Gewand um den Busen; ein goldenes Kreuz, an seinen vier Enden mit vier Opalsteinen besetzt, das sie unter dem Schleiertuch verborgen auf der Brust getragen, kam so zum Vorschein und als Martha gütig ihre Hand faßte und bat: „Lassen Sie nun auch uns Frieden schließen, meine Schwester, Freundschaft und Frieden," fielen ihre Blicke auf dies Kreuz. An den Opalen erkannte sie es und erbleichte.

„Dies Kreuz! Wie kömmt es auf Ihre Brust, Fräulein — dies Kreuz?" fragte sie verändert, den Kopf erhebend, mit drohendem Antlitz.

Schon hatte Diana ihre Hand frei gemacht, Arthur mit Julian sich nach dem Theater zu entfernt, um durch ihre Gegenwart die Frauen in gegenseitigen Bekenntnissen nicht zu stören ...

„Dies Kreuz," antwortete Diana kurz — spähend und sich selbst ermuthigend: jetzt bricht das Gewitter los, jedes deiner Worte sei ein Donnerschlag, die Stolze zu erschrecken — „Graf Lothar schenkte es mir. Welche Bedeutung hat es nur für Sie, Frau Baronin?"

Sie kannte nur zu gut diese Bedeutung, wenn sie

gleich nie die Absicht gehegt, es Martha zu zeigen, auch nicht geahnt, welchen Schrecken dieser Anblick erregen würde. Als sie im Winter von Lothar schied, hatte sie ihn um ein Andenken von ihrem Vater gebeten, da sie für lange noch, vielleicht für immer die Hoffnung aufgeben müsse, öffentlich als seine Tochter zu gelten, so wolle sie sich selbst wenigstens durch ein sichtbares Zeichen stets ihren Ursprung zurückrufen. Unter den mancherlei Kleinodien, die der Freiherr Lothar für seine natürliche Tochter anvertraut, wählte sie ohne Zögern das einfachste und schmuckloseste, das kleine goldene Kreuz, mächtig angezogen, behauptete sie, als Lothar auf den geringen Werth und die altmodische Form des Schmuckes anspielte, von den vier dunkelglänzenden Opalen, als ob es Zaubersteine wären.

Noch starrte Martha ... hatte denn Diana's bleicher Kopf mit dem phantastischen Kranz in der Mondbeleuchtung versteinende Gewalt?

„Ihnen? Lothar?“ stammelte die Baronin.

„Ja; es ist die Gabe eines mir so werthen Freundes, daß ich mich nicht gern von ihr trenne.“

„Ihnen — das Kreuz meines Vaters!“ rief Martha, deren Schmerz und Empörung im wilden Sturz durch ihre Starrheit brach. „Ein Kleinod, das er eifersüchtig nicht meiner Mutter, nicht mir gab, weil er uns seiner

Liebe nicht für werth hielt; der köstlichste Schmuck einer Andlau auf Ihrem Herzen! O das ist mehr, als ich ertragen kann! Wie durfte Graf Lothar verschenken, was für eine Andere bestimmt war? Wie dürfen Sie es tragen, vor meinen Augen das Kreuz einer Andlau tragen?"

So laut und heftig hatte sie geredet, daß Arthur, der Zeuge „einer Familienscene" zu werden besorgte, in ein Gebüsch flüchtete, Julian zu den Streitenden eilte. Er vernahm eben noch Diana's kalte und feste Antwort: „Hab' ich Sie unwissentlich und ohne Vorsatz verletzt, Frau Baronin, vergeben Sie. Es ist ein böser Zufall, daß Sie dies Kreuz an meinem Halse entdeckt. Im Uebrigen, was kümmern mich Ihre Fragen? Was kümmert's mich, wem dies Kleinod gehörte? Ich empfing es von Ihrem Vetter, zu seiner Erinnerung trag' ich es und werde es tragen, mag es zehntausend mal das Kreuz der Andlau's sein; es gebührt mir."

„Es gebührt Ihnen? Nicht einmal der, die eine blinde Liebe damit beschenken wollte, die längst, ich hoffe es zu Gott, im Grabe schlummert! Und Sie hätten ein Recht darauf? O ein abscheulicher Betrug verbirgt sich da!"

„So mäßige Dich, Martha," sagte Julian ernst dazwischen.

„Sie ist Deine Schwester und Du vertheidigst sie, liebst Du sie doch mehr als mich! Wie sie Franziscus bei der Fürstin verfolgt, so säet sie jetzt den Samen des Hasses zwischen Dir und mir. Sie ist meine Feindin, sie wird mein Tod sein, ich fühl's! Nur der Erbin der Andlau's gehört dies Kreuz — und sie besitzt es; mich namenlos zu demüthigen erbat sie's von Lothar."

Die Augen schüchtern auf die Gegnerin gerichtet, die, wie Arthur aus seinem sicheren, „aus Höflichkeit" gewählten Verstecke bemerkte, Medea gleich nach einem Dolche oder der Zauberruthe haftete, ruhig die Hände zusammengelegt, hatte Diana sie vollenden lassen. Jetzt strich sie die Falten ihres Gewandes glatt, verbarg das Kreuz und sagte halblaut: „Ich vergebe Ihnen, Frau Baronin, Sie reden, als hätte Sie Gottes Blitz verwirrt."

Ihren Lilienkranz drückte sie fester in's Haar und wandte ihr Gesicht den aus dem Saal Kommenden entgegen . . .

Martha schluchzte an Julians Brust.

Auf hohem Armsessel trugen vier junge Leute, wunderlich in die Gewänder vermummt, welche Arthur's Götter umwallt, Herrn André Crozat in den Garten. Einen violetten, bis auf seine Tanzschuhe herabfallenden

Talar hatte ihm Henriette umgegeben, in der Hand hielt er mit vergnügten Zügen und Sinnen ein gefülltes Champagnerglas; auf seinen Knieen, von seiner linken Hand krampfhaft festgehalten, ruhten die Weltkugel und Jupiter's Blitze. Um ihn herum tobten und sprangen die Fröhlichen. Die Meisten der jungen Mädchen waren noch, mit geringen Veränderungen, in ihrem Theateranzuge, den man schon darum nicht classisch nennen könne, urtheilte in sokratischer Weinlaune der Professor, weil er zu faltenreich und zu verhüllend wäre. Trotz dieser Ausstellung gewährten sie mit ihrem Kopfputz, ihren Schleiern, dem Farbenwechsel ihrer Gewande in der magischbunten Beleuchtung einen bezaubernden Anblick. Von den Nymphen und Dryaden des Waldes schien heute Sibyllenruh zum Tummelplatz erlesen zu sein. In ihre Mitte eilte Diana, zu Arthur's Schwestern, und wie sich nun die drei zarten Mädchengestalten umschlungen hielten, ihre weißen, rosenrothen, meergrünen Florgewänder in einander wallten, und sie im leichten Tanzschritt dem Zuge voranschwebten, verglich sie Jeder mit den Grazien. Diejenigen, welche dem Thronsessel des triumphirenden Crozat's folgten, ahmten in rasch erfundenen und ausgeführten Verkleidungen die Gebilde der Fabel, italienische Masken nach. Als Schutzwehr begleitete sie der Schatten des Achilles, die mächtige

Lanze schwingend. Statt der Fackeln trugen die Masken silberne Armleuchter mit flackernden Kerzen. Röthlich-gelb spielte deren Schein hin und her durch die Gebüsche, durch die Schatten der ersten Nachtstunde. Lärmend schritt der Zug durch den Garten. Da half kein Ausweichen, war kein Entfliehen, alle wurden in seinem Strom mit fortgerissen, auch Julian und Martha.

Als darauf, wie es zu geschehen pflegt, die bunte Fröhlichkeit auf einen Augenblick verstummte und langsam über sie der Engel des Schweigens wandelte, nur die Baumkronen unter seinen Fittigen säuselten, nur Herr Crozat rief: „Et peut-on être heureux sans qu'il en coûte rien?“ als hätte ihn schon eine Ahnung der Kopfschmerzen und der moralischen Verstimmung beschlichen, die ihn für den nahenden Tag erwarteten, begann der Chor der Sterblichen aus dem „Raub der Proserpina“ den Gesang, der das Festspiel beschloß:

Auf ätherduftenden Schwingen,
In tausendfältigem Klang,
Drängt sich an uns die Schönheit,
Ein Mädchen liebesbang.
Sie legt ihre glühende Wange
An unser bleiches Gesicht —
Und goldene Locken umwallen
Uns wie ein Feengedicht.
Mit ihren trunkenen Küssen
Erweckt und heilt sie das Herz,

Versteint in des Lebens Ringen,
Im bitt'ren unendlichen Schmerz.
Sie drückt uns fest an den Busen
In unverbrüchlicher Treu,
Wir werden selig geboren
In ihren Armen auf's Neu!

Noch verhallte das Lied, da waren sie durch eine Fichtenallee zum Ende der Besitzung gelangt. Jäh fiel der Hügel, auf dem das Landhaus lag, zum Thale ab und obgleich ein starkes Gitterwerk vor dem Absturz schirmte, warnte Arthur, als Ceremonienmeister mit schwarzem Stabe dem Sessel Crozat's voranschreitend, wiederholt zur Vorsicht. Den Dienern hatte er befohlen, mehr Licht herbeizuschaffen.

Von dieser Stelle war die Aussicht in die Landschaft nicht ohne malerischen Reiz. Der gegenüberliegende Vorsprung des Gebirges gehörte zum Gute Andlau und war vor Jahren dicht und hoch mit Nadelholz bestanden. Während der Krankheit des Freiherrn hatte ein ungetreuer Verwalter diese prächtige Waldung größtentheils niedergeschlagen — bis weit über die Mitte hinaus starrte die Bergwand öde und kahl auf, ein steiniges, unfruchtbares Feld, kaum mit einem leichten Schimmer von Grün überzogen, erst um die Spitze schlang sich wieder ein dunkler Kranz von Tannen. Zwischen den beiden Höhen, hoch am Himmel, stand

in silbernem Gewölk der Mond. Man klagte über die Verwüstung der schönen Aussicht, bat Julian, doch ja nicht die Kosten und Mühen der Neubepflanzung zu scheuen und erwartete mit einiger Ungeduld die Diener, um die Schlucht in Fackellicht zu schauen.

Inzwischen redete Arthur mit Diana ... viel fahre ihm durch den Sinn, viel habe er mit ihr zu sprechen, aber heute sei kein Tag dazu, sie werde doch noch in Golderz bleiben? Dies bejahte Diana, in den ersten Tagen des Octobers werde sie nach der Hauptstadt gehen. Bis dahin hielten ihn auch seine Geschäfte in der Gegend fest, entgegnete Arthur, seine Familie, Mutter und Schwestern, reise schon übermorgen ab, dies sei ein Glück, er brauche Einsamkeit, sie werde Manches erfahren, aber sie sei so gut, so unbeschreiblich schön... und so durch einander, immer tiefer in Verwirrung und Aufregung hinein. Umsonst schüttelte Diana den Kopf, wollte ihm lachend ausweichen ... er lachte nun auch, es sei eine göttliche Vorbedeutung in diesem Lachen — und sein Herz ... Ach! sein Herz — vielleicht wollte er seine Hand zu einer heiligen Erklärung darauf legen, aber er griff in seiner Zerstreuung nur nach seiner Uhrkette ...

Und Herr André Crozat war von seinem Stuhle

herabgestiegen, hatte alle Abzeichen seiner Würde auf ihm zurückgelassen und seinen Talar, der ihn am Gehen hinderte, mit „antikem Wurf“ über seine linke Schulter geschlagen. „Da bin ich; der Thron ist nur ein Stück Holz, hat der große Napoleon gesagt, aber André Crozat ist André Crozat, ich bin ich, jetzt und in alle Ewigkeit hinaus. Herr Eppstein, viele Menschen haben Feste gefeiert, und werden sie feiern, dies aber ist das schönste, das ich gesehen. Was ihm zur Vollkommenheit fehlte, dringe nicht zur Nachwelt, sondern bleibe unter uns. Warum, Herr Eppstein, haben Sie Ihre Cousine, Fräulein Clotilde, in die Verbannung geschickt? Ich habe den unpoetischen Namen der pommerschen Stadt vergessen“ ...

„Um des Himmels willen, Professor, seien Sie still! Gedenken Sie Ihrer Würde, besteigen Sie Ihren Sessel!“ drängte Arthur. „Arme, arme Clotilde,“ meinte er trotzdem, in seiner Zerstreuung zu Diana, „sie hatte doch die fröhlichste Seele auf dieser Welt.“

„Alle Wandervögel ziehen zum Herbst in die Heimath,“ antwortete sie. „Wenn Clotilde auch solch' verschüchtertes Vöglein wäre und in das Erkerhaus flüchtete?“

„Was wissen Sie von ihr?“ konnte Arthur nur noch fragen ...

Drüben, von der Höhe herab, aus dem Tannendunkel scholl es von rauhen, starken Männerstimmen gesungen: „Ein freies Leben führen wir“ ... Die ganze Gesellschaft eilte dicht an das Gitter und stand lauschend. Man glaubte an eine neue Ueberraschung des erfindungsreichen Wirthes. Auf der kahlen Bergfläche wurden die Sänger sichtbar, es waren ihrer acht. Und so, aus der Ferne gesehen, im Mondschein, hatte ihr Gang, ihr langsames Vorschreiten nach einander aus der Waldung etwas Schattenhaftes. Von umher verstreuten Zweigen und Reisig zündeten sie ein Feuer an und lagerten sich darum. Hinter der Gesellschaft erhoben die nahenden Diener ihre Fackeln und Windlichter, im vollen Licht erkannte man, daß die drüben wandernde Musikanten wären. „So spielt doch! Spielt doch!“ riefen ihnen Arthur und seine Gäste über die Thalschlucht hinüber; mit Kränzen und Tüchern winkten ihnen die Mädchen. Diese Rufe, der helle Schein machte die Musikanten aufmerksam, sie geriethen in Bewegung und schwenkten ihre Hüte. Weit vor sprang der Eine: „Den Signora’s zu Ehren!“ schrie er.

Hart am Geländer waren Diana und Martha wieder in unmittelbarer Nähe. Lautlos zeigte Diana

erst mit ihrem Blick und dann, wie um ihn zu unterstützen, mit weit vorgestreckter Hand, in der ihr goldenes Kreuz blitzte, auf den Sprechenden.

„Da,“ sagte sie . . .

Ohnmächtig sank Martha zur Erde.

III.

Zwei Festlichkeiten wollte heute das Dorf Rabenhorst begehen, die Einweihung seiner wiederhergestellten Marienkirche und ein Königsschießen.

Vor Jahren — in die hundert zählten die ältesten Leute zurück — luden die Herren von Andlau und Schönburg in jedem Herbst ihre Freunde von nah und fern hierher zu großen Jagden ein. Dichter und wildreicher waren damals noch die weit sich ausdehnenden Forsten; die Alten sagten, fröhlicher wären auch die Menschen und besser die Zeiten gewesen, als jetzt. Am letzten Tage der Festlichkeit ließ der Herr von Andlau auf der Waldwiese, die rechter Hand vom Dorfe liegt, eine Scheibe oder einen hölzernen Adler aufstellen und setzte Preise für die besten Schützen aus. In munterer Herrenlaune wurden Alle zum Wettkampf zugelassen, die Jäger, die jungen Bursche aus den Dörfern, die verwegenen und verschlagenen Gesellen, die verbotene Waaren über die Grenzscheide des Gebirges hin und herpaschten.

Einst war das Königsschießen von Rabenhorst hochberühmt auf den Bergen, wie in den Thälern, allmählig verfiel es, zuletzt sprach Niemand mehr davon. Der Letzte, der vor fünfundzwanzig Jahren den Königsschuß gethan, Bruno Galor, hatte bald darauf in das Gefängniß wandern müssen, des Mordes angeklagt, und aus Andlau war auf lange die Fröhlichkeit gewichen.

In diesem Jahre hatte Julian das Fest wieder in Anregung gebracht, die ganze heranwachsende Jugend der Dörfer gerieth in Bewegung, die Alten suchten die längst beiseit gesetzten Stutzen wieder hervor ... das war ein Putzen, ein Ausbessern der Waffen, rastloses Ueben und Mühen. Alle Umstände vereinigten sich glücklich zur Ausführung des Vorhabens. Kaum hatte Herr Arthur Eppstein davon gehört, als er sich sogleich bereit erklärte, mit dem Herrn von Andlau, wenn dieser seine Theilnahme nicht ausschlüge, die Kosten zu übernehmen, zwölf Büchsen kaufte und sie den vorzüglichsten seiner Eisenarbeiter schenkte, in der Hoffnung, wie er in einer schwungvollen Ansprache ihnen sagte, daß sie dem Hause „Eppstein und Sohn" damit Ehre machen würden. Nicht minder rüsteten sich die Badegäste in Golderz, wenigstens als Zuschauer und Zuschauerinnen dem Feste beizuwohnen, den goldenen Rahmen darum zu bilden. Am schönsten aber traf es sich, daß die

Prinzessin Anna zuletzt noch ihr Erscheinen zusagte; die Beredsamkeit Diana's, die Aussicht auf einige frohe und angenehme Stunden, die ihre Langeweile verkürzen und sie anregen würden, die Ueberzeugung, daß sie durch ihre Gegenwart bei der Einweihung einer protestantischen Kirche thatsächlich alle Gerüchte über ihre Hinneigung zum Katholicismus widerlege, überwanden die vielen Bedenklichkeiten und die angeborene lässige Schwerfälligkeit ihrer Natur.

In Herbstnebeln, einen schönen Tag versprechend, war die Sonne aufgegangen; alle Häuser des Dorfes schmückten Laubkränze, frisch hatte Blasius, der Wirth, sein Schild mit dem rothen Drachen streichen lassen. Auf der Waldwiese erhoben sich drei Zelte, eins für die Schützen zum Antreten, eins für die Preisrichter, das kostbarste, in dessen Ausschmückung Arthur und Julian gewetteifert, wie billig, für die Prinzeß und ihre Damen bestimmt. Hinter den Zelten hatte man im Bogen eine Tribüne aus Tannenholz für die Gäste aus Golderz aufgeschlagen. Von ihr überschaute man die ganze Wiese bis zu dem mächtigen aus Rohr und Stroh geflochtenen Dach, das regenschirmartig auf einem Holzpfeiler ruhte und im heftigeren Winde sich wie ein Rad darum drehte. Auf einer vorspringenden Felskuppe hatten es vor Zeiten die Herren von Andlau zu einem

Horste für Raben und Dohlen errichtet; eine ihrer Töchter hieß in den Sagen, die noch von ihr in den Spinnstuben, an Winterabenden, von Mund zu Mund in diesen Bergen gingen, die Rabenkönigin, eben jene Philippine, Lothar's Großmutter, der Diana so ähnlich sehen sollte.

Eine steinerne, etwa drei Fuß hohe Ummauerung umgab den Rabenhorst und Herr Arthur, der ihn an diesem frühen Morgen zum erstenmal mit Muße betrachtete und die Aussicht in das Waldthal genoß, fand die Stelle wunderbar gut geeignet, um an milden Sommerabenden hier den Thee zu trinken. Da man von Andlau aus wegen der Entfernung den Punkt selten noch besuchte, ihn von Sibyllenruh aber in einer Viertelstunde erreichte, überlegte er, ob er, ohne zu verletzen, Herrn Julian nicht den Vorschlag machen dürfe, ihm den Rabenhorst abzutreten. Von den Vögeln, die dem Bau den Namen gegeben, hatte er freilich noch keinen erblickt, schweifend nur irrten Arthur's Gedanken hin und her ... auch Wandervögel, dachte er bei sich, die umsonst ihr Nest suchen.

Roh in den Fels gehauene Stufen führten von der Fahrstraße durch Walddickicht hinauf. Unablässig rollte heut Wagen an Wagen auf ihr, dazwischen das Geräusch der Wandernden, ihr Gesang, der das Echo weckte,

Schüsse, die zuweilen durch den Morgen, wie Donnerschläge den heitern Himmel entlang, schallten ...

Eine unbestimmte Sehnsucht beklemmte Arthur's Brust, der Wunsch nach „etwas Namenlosem," das aber doch, wenn er es zu nennen wagte, Clotilde hieß. Mit ihrem geheimnißvollen Abschiedswort hatte Diana „das Traumbild der Geliebten" wieder in eine reale Erscheinung verwandelt. „Ich kenne" seufzte er jetzt in classischer Erinnerung, „ich erkenne euch wieder, ihr Spuren der alten Flamme." Schon waren ihre Treulosigkeit, ihre Kälte, die Nichtachtung, mit der sie ihm begegnet, vergessen, sie war wieder die Rothgewandige. „Sie hat Unglück gehabt, sie steht allein, schutzlos — Arthur, wo ist dein Mitleid? Belohnst du so, die dich lieben?" Noch weiter hätte er sein halblautes Selbstgespräch fortgesetzt, wäre nicht auf den Stufen ein leichter Schritt hörbar geworden. „Nun kommen die Bewunderer der schönen Natur" ... und er rüstete sich zur eiligen Flucht, aber es nahte eben nur eine schlanke Gestalt, an ihrem Gange, dem Veilchenduft, der von ihr ausströmte, erkannte er sie und ihr die Hand entgegenstreckend, zum Gruß und zugleich ihr als Stütze beim Heraufsteigen zu dienen, sagte er freudig überrascht: „Diana!"

„Den schönsten Morgen und hoffentlich auch den

schönsten Tag, Herr Arthur, die Luft weht noch so sommerlich, so mild."

Nun war sie oben unter dem Dache. „Das ist also der Rabenhorst?"

„Entzückende Aussicht — ein stiller, abgeschlossener Raum ... Wie gut, daß vor dem tollen Festjubel dieselbe Neigung zur Natur uns hier vereint."

„Sie denken wie immer viel zu gut von mir. Ich bin aus Neugierde heraufgestiegen, weil ich eine Neigung für Alles habe, woran sich der Name der Andlau's knüpft. Neulich ging ich nach Rabenhorst und sah von der Straße aus den wunderlichen Bau."

„Sie waren schon im Dorfe?"

„Still, Herr Arthur, Frauengeheimnisse — in diplomatischen Geschäften. Ueberdies erhielt ich vorgestern Nachrichten vom Grafen Lothar, einen Gruß für Sie und eine kurze Erwähnung dieses Ortes, die mich noch begieriger machte, ihn zu sehen."

„Ich danke dem Grafen für seine freundliche Erinnerung. Wie steht's mit seiner Gesundheit?"

„Kann man dem Kranken selber trauen, besser. Auch schreibt er ruhiger. Wenn in das Leben des Menschen sich ein Unsichtbares, Seltsames hineindrängt, zerrüttet und vernichtet es ihn zumeist, Graf Lothar kann darum seinem guten Genius danken, daß er ihn vor dem

Schlimmsten bewahrte. Ihn hat nur der Mantelsaum der Unsichtbaren gestreift."

„Graf Lothar ist selbst in seinem Unglück ein Glückskind. Mir bleibt leider das Geisterreich verschlossen."

„Oho, Geister wandeln um uns Alle. Wer weiß, was Ihnen heute noch erscheint."

„O schöne Zauberin, rufen Sie's! Ich bedarf eines wohlthätigen, höheren Einflusses. Unruhe und Unzufriedenheit mit mir selbst machen mir jede Stunde zu einem Tage voll Qual. Ach, Fräulein Diana, ich muß Sie anklagen, daß Sie Ihren armen Freund so lange vernachlässigt haben. Seit der Abreise meiner Mutter hat kein Zeichen von Ihnen zu mir geleuchtet und wie König Philipp den Grafen Egmont haben Sie mich zu den Todten geworfen. Sie werden es mir nicht zuschreiben, daß die Heftigkeit der Baronin damals unser schönes Fest mit einem häßlichen Ausgange bedrohte."

„Ihnen, Herr Arthur? Nicht doch, und auch Ihre Vorwürfe sind ungerecht; Sie beschuldigen mich, ich hätte Ihrer vergessen, ich habe inzwischen wie die Parze Ihren Glücksfaden gesponnen."

„Meinen Glücksfaden? Wiederholt hab' ich mich in den vergangenen Tagen gefragt: was ist denn Glück? Im Grunde geht ja nur Alles an uns vorüber und

enteilt der Hand, die sich verlangend nach ihm ausstreckt, wie die fortsausende Welle."

„Im Ernst? Ueber Sie treulosen und eidbrüchigen Ritter! Haben wir uns nicht gelobt, in dieser grauen, staubigen Welt einen Freistaat für uns zu bilden, aus dem alle Sorgen und kümmerlichen Gedanken verbannt sein, in dem nur die Freiheit und die Freude herrschen sollten. Was ist denn geschehen, daß Sie mit einem mal: Alles ist eitel! rufen? Sind Sie nicht mehr reich für uns Alle, der großmüthigste Mann? Um jenen Abend auf Sibyllenruh werden uns die Götter freilich noch lange beneiden, denn auf ihren Tafeln fließt kein solcher Champagner, rosenroth, wie auf der Ihrigen, Herr Arthur. Aber ist das ein Grund zur Klage?"

Trotz ihres Scherzes wollten sich Arthur's wehmüthige Augenbrauen nicht ganz aufheitern. „Ich bin an einem Wendepunkt meines Lebens. Mein unruhiges, ungeduldiges Wesen stürzt mich aus einer Beschäftigung in die andere, jagt mich von diesem Gegenstand zu jenem, es reibt mich auf. Mir fehlt ein Mittelpunkt meiner Thätigkeit, ein Etwas, das beständig meinen Geist und mein Herz fesselte. Abhold ward mir die beruhigende, segnende Gottheit. Das Beste, meine Freundin," und ein tiefer Seufzer schritt gleichsam als

Herold dem kommenden Schreckniß voraus — „das Beste wird sein, ich verheirathe mich.“

Seine gutmüthigen braunen Augen weilten mit schüchterner Befangenheit auf ihrem Gesicht, er fürchtete ihre Mißbilligung, ihren Spott — denn ihm selbst war kaum „die verhängnißvolle Dummheit“ so von der Zunge geschlüpft, als er sie auch bereute und mit Titus diesen Tag zu den verlorenen zählte. Wider Erwarten aber antwortete Diana nur durch ein leises Ach! das wohl als ein Echo seines eigenen Seufzers gelten konnte . . .

Bis an die Brüstung des Baues trat Herr Arthur zurück; er glaubte wirklich „vor einem Abgrund von Möglichkeiten“ zu stehen. Was bedeutete dieses Ach? Hatte er nicht nur einen freundlichen, sondern viel — viel mehr, einen zärtlichen Eindruck auf Diana gemacht? Eine der herrlichsten Tugenden Arthur's war die Bescheidenheit, er übte sie mit Bewußtsein und zweifelte stets an den „etwaigen Siegen seiner Liebenswürdigkeit.“ Wie er denn bei all' seiner Wetterwendigkeit ein nachdenkender Kopf war, hatte er nach der Flucht Clotilden's und dem unglücklichen Abenteuer mit der Taube von Sabinum „feierlich“ der „stolzen“ Hoffnung entsagt, je ein Herz zu erobern, und sich beschieden, fortan nur der Freund und der Ritter der Damen zu sein.

Jetzt aber . . . auf dem Rabenhorst, in romantischer

Umgebung... was gaukelte da an ihm vorüber? War's nur der Schleier einer Fee? Blühte die blaue Blume dort nur, um ihn hinterrücks in den Abgrund zu locken? Unmöglich — so ruhig stand Diana vor ihm, so sanft und lieb, veilchenduftend...

„Richtig, Herr Arthur, Sie müssen heirathen... noch heute."

„Wenn Sie es wünschen, sogleich," sagte er hingerissen.

„Fehlt nur noch die Braut."

Schmal ist, nach des Dichters Wort, die Grenze, die zwei Lebenspfade scheidet — auf der schmalsten aber, die je sie getrennt, schwankte da Arthur's Fuß. Diese dunklen Aufforderungen, diese Anspielungen, die Einsamkeit ringsum, nur eine Dohle schwärmte vorüber, dicht um Diana's Kopf... und dies im rosigen Schimmer lächelnde Gesicht — was konnte, was durfte er davon halten, darauf hin wagen? Liebte sie ihn vielleicht und erwartete nur seine Erklärung? Nie, gestand er später, hätte er sich in einer „tragischeren Situation" gefunden, denn — er fühlte allein „Freundschaft und Verehrung" für sie, er liebte eine Andere. Indessen, er war das großmüthigste und mitleidigste Herz auf Erden und Diana denn doch immer Diana. Sie durch ein Nein zu beschämen, nachdem sie einmal

so weit gegangen, hätte ihn in seinen eigenen Augen verächtlich gemacht. Er drückte die Hand auf die Brust... nun war er fertig, auch dies Opfer zu bringen. Von so vielen, die ich schon gebracht, und so vielen, die ich noch bringen werde, — das Leben ist ja ein ununterbrochenes Opferfest — wird es nicht das schwerste sein, tröstete er sich und sank zu ihren Füßen.

Was vermagst du, Wille des Menschen? Nur unser eingeborener, unverwüstlicher Hochmuth läßt uns glauben, du bewegtest eine Welt. Geschöpfe des Zufalls, spielt mit uns blindwaltend der Zufall; hin und her wirft er uns, wie der Sturm die Woge, zwecklos, nichtig, nur zum Zerstäuben bestimmt.

So meinte auch Arthur jetzt „mit kühnem Griff“ sein Geschick für immer entschieden zu haben, als Diana ihm zurief: „So stehen Sie doch auf, Herr Arthur! Nicht hier, vor mir ist Ihr Platz, so blicken Sie doch nur empor!“

Und auf der letzten der hundert Stufen, die zum Rabenhorst hinaufgingen, wie er vor etwa einer halben Stunde gezählt, zeigte sich wie durch Zauberei hingehaucht, im rosa Gewande, Rosen am Hut, mit geöffneten Armen, eine holdbeseelte und doch noch an die Erde gebundene Statue...

O ihr unsterblichen Götter, zuweilen lächelt ihr auf

unsern ärmlichen Stern euer sonnigstes Lächeln und stürzt in göttlichem Uebermuth all' eure Becher tosend um, das Herz eines Sterblichen mit eures Nektars herabquellenden Tropfen zu erquicken!

„Clotilde!“ Wie Pygmalion sein Marmorbild, so hielt er sie umfaßt. Ein süßer Rausch glühte bei diesem Ruf auch in Clotildens sonst so kalter Brust und goß seine lodernden Flammen ihr von der Stirn bis tief in den Nacken hinein.

Solche Augenblicke nicht nur des leiblichen Wiedersehens, sondern des seelischen sich Sichwiederfindens, mit einem Freunde, einer Freundin, nach langer Abwesenheit, nach Irrung und Zwiespalt ... wer rechnete sie nicht zu seinen unvergeßlichen? Schneller fliegt da das Wort von Mund zu Mund und weckt in beiden ein immer tieferes, bis dahin so schmerzlich vermißtes Verständniß.

„Bist Du es wirklich?“ sagte er, vor Freude erschrocken.

„Ich konnte keine Stunde länger von Dir fern bleiben,“ entgegnet sie darauf. „Ich bat, ich bestürmte das Fräulein, meine Fürsprecherin bei Dir zu sein, um jeden Preis hätt' ich Dich sehen müssen. Wenn Du mir nicht mehr die Stelle an Deinem Herzen schenkst, die zu Deinen Füßen wirst Du mir nicht weigern.“

„Ich bitte Dich nur um eins, Clotilde; was vor-

über ist, laß es vorüber sein, stöbere nicht in den alten Geschichten. Du bist wieder da, liebe Entflohene, wilde Zigeunerin, das ist die Hauptsache! Deine Abenteuer kannst Du mir einmal im Winter erzählen, da werden sie viel herrlicher klingen und einen aufmerksameren Hörer an mir haben, als heute."

Diesmal, im Herabsteigen, zählte Herr Arthur die hundert Stufen des Rabenhorstes nicht, unwillkürlich ahmten seine Füße die tanzende Bewegung seiner Seele nach. Für ihn erhöhte die Romantik seines Glücks noch den wahren Werth desselben. Ein und noch einmal hielt er auf den Stufen still und betrachtete Clotilde, „um sich ganz sicher davon zu überzeugen, daß sie es sei, daß ihn kein Hexenspuk necke." Daneben erschöpfte er sich in den wunderlichsten Danksagungen gegen Diana, die sich alle mit Liebeserklärungen für Clotilde durchflochten.

Also schritten sie durch den morgenfrischen Wald der Kirche zu, selber morgenfrisch, sorgenlos, auf eine flüchtige Stunde junge Götter, die jubelnd von Wolken zu Wolken wandeln.

Und wie sie gingen, schallte ihnen überall dieselbe Fröhlichkeit entgegen. Willkommen hießen sie die Grüße der Vögel, das linde Wallen der Luft, der Wipfel melodisches Säuseln; willkommen! rief es und winkte

es ihnen jetzt aus diesem eilenden Wagen, jetzt aus dem Munde der Vorübergehenden zu.

Auf einer glücklichen Wanderung schienen Alle begriffen zu sein, frohe Pilger, die Hüte mit Laub bekränzt, Freude im Gesicht und Zuversicht, die selbst die Runzeln des Alters und die Furchen früherer Sorgen auf der Stirn verklärte ... die Männer trugen Fahnen, Waffen, blankgeputzte, schimmernde; Kränze die Frauen. Muthiger hob unter ihnen der Greis, der sonst verlassen dahinwankt, seinen Stab, muthig wie immer schwärmte die Jugend voran. Alleinig und allfreudig zogen sie ... „Gott grüß' euch!" rief heute vom stolzesten Roß der Reiter den Wandernden zu und mit dem schlichten Strauß rother Haideblüthen, den ihr das Bauermädchen bot, tauschte die Fürstin ihre kostbaren Blumen. Dort von jenem Felsen nieder steigt eine neue Schaar — aus Golderz, Herrn Arthur's Eisenarbeiter, eine flatternde, bändergeschmückte Fahne voran, in deren Seide Henriette und Diana Ambos und Hammer gestickt.

„Willkommen! Willkommen!" ruft Herr Arthur, seinen Hut schwenkend. Wenn sich nur jetzt eine passende Gelegenheit fände, eine Rede zu halten, er würde besser sprechen als Demosthenes. Eine Rede für die Freiheit, zu Eroberung des Ideals!

Daß wir doch Alle, welche die Noth vereinsamt

und trennt, so geeinigt und in herzinniger Liebe einer schöneren Zukunft entgegenpilgerten, einer Zukunft voll Kampf, Mühsal und Schmerz, aber doch auch der Brüderlichkeit und des Glücks! Wo Jeder die Würde und Freiheit des Andern anerkennt und wie seine eigene schätzt, wo Niemand darbt und das Bewußtsein seiner Gottesnatur auf der Streu des Elends, im Stumpfsinn der Verzweiflung verliert ... wo das Einzige, was uns im Staube Geborene und in ihm Verschwindende, der Unsterblichkeit nähert, unsere Arbeit eine Ehre und nicht mehr ein Fluch ist. Wallfahrend zog die Menschheit nach dem heiligen Grabe, nach dem goldenen Lande: das Heil hat sie nicht in ihnen gefunden. Fern noch, wie fern glänzt das Ideal! So pilgert weiter, von Arbeit zu Arbeit. „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen" ... Das ist unser Erbtheil, ein Gesetz, unabänderlich wie der Tod. Nehmt's hin, ertragt's; aber eins steht in unserer Macht, die Schranken des Lebens zu sprengen und Jedem seiner Arbeit Würde und Lohn zu sichern. Das ist auch eine Zukunft, ihr entgegen flattere du Banner mit Ambos und Hammer, über Berge und Meere, wenn es sein muß, auch über ein Schlachtfeld!

Am stillsten in diesem Jubel verhielt sich Diana. In ihrer vornehmen Ausschließlichkeit, die ihr Zusammen-

leben mit der Prinzessin noch verstärkt, wäre sie gern dem heutigen Volksfeste fern geblieben, hätte die Gewißheit, Julian zu sehen, die Hoffnung, von Bellori, dessen Kommen ihr Berthold zugesichert, vielleicht sein römisches Geheimniß zu erfahren, nicht ihre Unlust besiegt. Um einige Schritte war sie den Liebenden voraus, nur halblaut erwiederte sie die Grüße der Vorübergehenden. Sie gedachte des Abends, an dem sie in aller Hast denselben Weg nach Rabenhorst gegangen, Clotilde dort zu überraschen und mit sich nach Golderz zu entführen. Vieler Worte und Ueberredungskünste hatte es nicht dazu bedurft. In ihrer Verlassenheit gab es für Clotilde kein Zögern und keine Wahl. Dazu war Diana die alte liebe und vertraute Freundin; hart schalt sie Clotildens unbesonnene Flucht vom Erkerhause, ihre thörichte Eifersucht gegen sie und den noch thörichteren Versuch, die Liebe eines Mannes wieder zu gewinnen, der sie von sich gestoßen; sie begriffe nicht, daß ein Mädchen so wenig Stolz besitzen könne — aber andererseits tröstete sie doch auch wieder die Weinende, versprach, ihr die Pforte eines glänzenden Lebens zu öffnen, sie wieder mit Arthur zu versöhnen, dessen Neigung Clotilde nun wohl in den Entbehrungen einer Waldhütte schätzen gelernt hätte. Damals hatte Diana ihre letzte Verheißung nicht ehrlich gemeint, sie war

noch nicht gewillt, Herrn Arthur Eppstein aus ihren Fesseln zu lassen, aber helfen wollte sie der „früheren Freundin.“ Halb gab sie dem Gefühl des Mitleids nach, dem sie gern folgte, wenn es ihre Pläne nicht hinderte, halb handelte sie aus Haß gegen Martha, die Clotilde aus Andlau gewiesen. Noch eine Befürchtung kam dazu ... Clotilde wohnte Arthur so nahe, wie leicht konnten sich beide begegnen, sich ohne sie vereinigen. Dem Allen beugte sie vor, indem sie Clotilde mit sich nahm. Es schmeichelte ihr, Herrin über Arthur's und der Freundin Geschick zu sein, diese drei Wochen wirklich „in schwebender Pein“ zu halten und zuletzt sich beide durch eine außerordentliche Wohlthat zu verpflichten.

Herr Arthur war nur zu geneigt, diese uneigennützige Wohlthat noch höher zu schätzen und sie als eine „der edelsten Thaten weiblicher Entsagung“ zu preisen; er mochte den „süßen Gedanken“ nicht aufgeben, dessen Verwirklichung und Folgen unter diesen Umständen ja nicht mehr zu befürchten waren: daß Diana eine stille Neigung für ihn hege, eine stille, verschwiegene, ewige Liebe ...

Wenn je, so hatte ihn hier sein schöner Idealismus grausam getäuscht.

Ein vorwurfsvoller Blick Julians brannte tief in

Diana's Herzen, noch von der Stunde her, als sie im wildphantastischen Schmuck in Herrn Crozat's „bacchantischem Zuge“ durch den Garten von Sibyllenruh gestürmt. Nur zu gut hatte sie ihn verstanden . . . Julian mißbilligte ihre Freundschaft für die Eppsteins, in seinem ehreifrigen und stolzen Gemüthe fand er in ihrem vertraulichen Verhältniß zu Arthur den Schatten einer Zweideutigkeit, den er bei jedem Mädchen, um so mehr bei seiner Schwester tadelte. Aus diesem Grunde erklärte sie sich sein fast auffälliges Zurückziehen von ihr, kaum mochte er sie noch werth halten, seinen Namen zu tragen. Eine leichtsinnige, ruhmsüchtige Künstlerin war sie ihm, in eitler Selbstgefälligkeit und schlauer Berechnung kein Mittel scheuend, die Zahl ihrer Bewunderer zu vermehren, um den Beifall der Narren buhlend und die Gecken auszeichnend. Zwar sagte sie sich: er hatte immer ein trockenes Gemüth und trotz seiner Begierde nach Lebenslust keinen rechten Sinn für die losgebundene, schwärmende Freude; aber es schmerzte sie doch, daß der Einzige, nach dessen Liebe sie eifersüchtig trachtete, ihr Wesen so hart und so falsch beurtheilte. Schon da überlegte sie hin und her, rasch mit Arthur zu endigen; um Julians Achtung wieder zu erobern, war das Aufgeben dieser „Freundschaft“ bei allen Vortheilen, die sie ihr bot, wenn auch gute

und schöne Erinnerungen sich mit ihr verknüpften, für sie nur ein geringes Opfer. Aber in ihrer zögernden Weise, in ihrer Abneigung gegen leidenschaftliche Entschlüsse und Thaten, wo es sich nicht um das Höchste, um ihren Haß oder ihre Liebe, handelte, hinderten dann vielfache Bedenklichkeiten, die Sorge für ihre noch so durchaus unsichere Zukunft, ihren Willen.

Erst seit zwei Tagen war sie in ihrer Entschließung fest geworden.

Lothar's Brief hatte ihr zwei glänzende Aussichten geöffnet, die sie über jede Berechnung auf Herrn Arthur's Hand erhoben. Zunächst hielt sie nur an der einen fest. Die Papiere, die sie ihm übersandt, schrieb ihr der Graf, unterstützt und in allen Punkten durch seine eigenen Nachforschungen bekräftigt, beseitigten jeden Zweifel an ihrer Herkunft, sie würden seinen Glauben nun für Alle zur Wahrheit erheben; der Rath warte nur ihres Winks und Auftrags, vor dem Gericht ihre Wiederherstellung in die ihr durch das Testament ihres Vaters gesicherten Rechte zu beantragen, Widerspruch von Seiten der Baronin oder Julians brauche sie nicht zu fürchten, der Rath werde in allen seinen Auslassungen der Mutter der Baronin kaum erwähnen und den Antheil, den sie an der Entführung genommen, stillschweigend übergehen. Noch in derselben Stunde, als sie dies

gelesen, hatte Diana den Rath bevollmächtigt, ihre Sache vor das Gericht zu bringen. Es trieb sie nicht allein die Begierde nach dem großen, ihr vom Vater hinterlassenen Erbe, nach dem Glanz einer unabhängigen und zwiefach durch ihr Talent und ihren Reichthum hervorragenden Stellung; denn das Alles mußte sie in der Anschauung der Welt durch ihre eigene und ihrer Mutter Demüthigung erkaufen, so arm war sie ja nicht, um aus Noth diesen bedenklichen Schritt zu thun; eins aber reizte sie unwiderstehlich: es sollte endlich klar werden zwischen Julian und ihr. Ob er schon früher das Geheimniß ihrer Geburt gewußt oder sie stets für seine leibliche Schwester gehalten, wie er nach der Entdeckung ihr begegnen würde: das wollte sie wissen, auf jede Gefahr hin.

Wie sie darauf ihre Vollmacht gesiegelt und abgeschickt, war der Stern Arthur's an ihrem Himmel untergegangen. Du brauchst ihn nicht mehr, laß ihn fallen . . . es hat Alles seine Zeit, auch dein Spiel mit ihm; laß ihn fallen, im Grunde bist du nicht ihm, sondern ist er dir zur Dankbarkeit verpflichtet, du warst die Göttin seiner Jugend und wenn er tausend Jahre lebte, er wird nie wieder eine Diana finden: so denkend war sie Clotilden um den Hals gefallen und hatte lachend gerufen: „Nun verlaß Du mich nicht,

Mädchen, sei vernünftig, übermorgen bist Du Herrn Eppstein's Frau!"

Und eben traten sie aus dem Walddunkel auf den weiten, von Menschenschaaren durchwogten Platz vor der Kirche. Alles, was in der Zeit der Trennung geschehen und verschuldet, war gebeichtet und vergeben... jetzt zwischen Arthur und Clotilden eine andere Lösung zu finden, als die vor dem Altar, hätte selbst dem Zufall Schwierigkeit gemacht. So einladend prangte die große Ehrenpforte vor dem neuen aus gelblichen Sandstein errichteten gothischen Portal der Kirche, wie zum bräutlichen Empfang war der Gang bis zum Altar mit Blumen bestreut. Ursprünglich sollte dieser Festschmuck nur der Prinzessin zur Huldigung dienen, aber der erregten Phantasie Arthur's war es zu verzeihen, daß er in Allem nur sein Fest und den Preis seiner Geliebten sah. Auch nur seinetwegen konnte sich der Himmel noch an diesem Herbsttage so sonnigblau ausspannen; konnten still an seinem äußersten westlichen Rande silberne Wolkengebilde stehen, unbeweglich, sanft herabgrüßend ...

Wie hätte ihm da Clotilde widersprochen? Seinen drängenden Bitten ein Nein entgegengesetzt? Mit dem in Liebesangelegenheiten so selten trügenden Gefühl des Weibes redete sie schon nicht mehr, ließ nur ihre Hand

in der seinigen zittern, erröthete nur. Hindernisse zu besiegen gab es nicht, der Prediger war gern bereit, den Einweihungstag seiner Kirche durch die Segnung der Ehe eines Mannes zu verherrlichen, der zum Ausbau dieser Kirche „in der glaubenslosen Zeit“ ohne Anstand zweitausend Thaler gezeichnet, eines Mädchens, die, so lange sie in der Gegend weilte, trotz ihrer Herkunft „aus dem wüsten Sodom und Gomorrha“, ihren Ruf fleckenlos bewahrt. „Schon der Moral wegen“ billigte die Prinzessin, der Diana mit humoristischen Randbemerkungen den Roman Clotildens erzählt, Herrn Arthur's Vorhaben und nannte es überdies „äußerst originell“. Huldvoll, wie sie heute war, erlaubte sie Diana, ihr die Braut vorzustellen, und bemerkte: sie hoffe, Clotilde träte in eine glückliche Ehe; so reich Herr Eppstein wäre, so schön wäre sie. Und wie die Vereinigung des Strengen mit dem Zarten, so gäbe auch die der Schönheit und des Reichthums einen guten Klang.

Ja, sie war schön, lieblich anzuschauen mit ihrem reizendsten Lächeln und verschämt niedergeschlagenen Augen, Clotilde, als sie eine Stunde nachher, den vorsorglich von Diana bereitgehaltenen Myrthenkranz in ihrem blonden, wallenden Haar, auf den Altarstufen niederknìete, das Ja der Treue flüsterte, der Prediger

sie segnete und die ganze zahlreiche Versammlung, die in diesem Kirchenraum seit Menschengedenken keine so vornehme und eigenthümliche Trauung gesehen, mit lautem Amen! ihr Glück wünschte.

Nur Zwei sprachen dies Amen nicht mit — Julian, dem an sich die Heirath eines „Narren“ mit einer „Leichtsinnigen“ gleichgültig war, den es aber verletzte, wiederum seine Schwester dabei betheiligt zu wissen... und Berthold, der am letzten Strebepfeiler, hart an der Pforte der Kirche, lehnte.

Geräuschlos schritt er hinaus, dem Schießstande zu.

Dort, auf der höchsten Sitzreihe der Tribüne, ordnete Hans, der Fiedler, seine Gesellen — Trompeter, Waldhornbläser, zwei Violinen, einen Baß ... die berühmteste Musikbande dieser Gegend, die unter dem stolzen Namen „böhmische Musikanten“ im Sommer auf jedem Erntefest, bei jeder nur irgendwie „anständigen“ Bauernhochzeit, zuweilen selbst in Golderz auf dem lindenumschatteten Platz vor dem Badehause sich einzustellen pflegte und den Winter unverbürgten, aber desto „sicherern“ Gerüchten nach in der Hauptstadt der Provinz „sehr besuchte Concerte“ gab.

Volks genug stand schon schauend und lärmend umher. Wer keinen Platz in der gedrängt vollen Kirche gefunden, bewunderte wenigstens die drei prächtigen

Zelte, den purpurnen, mit Goldstreifen durchwirkten Vorhang des mittelsten, die Mastbäume, welche bändergeschmückt den Schießplatz umgaben ... so viel bunte, fliegende Tücher, so viele Kränze, so viele in Pyramiden zusammengestellte Waffen — die glänzenden Ehrenpreise, die auf einem Tisch im mittelsten Zelt sichtbar waren: einen silbernen Becher, eine kostbare Büchse, ein goldenes Schaustück ...

Der Unmuth, der auf Berthold's Stirn saß, als er den Pfarrer die Hände Clotildens und Arthur's zusammenfügen sah, verlor sich, je fröhlicher und jauchzender ihn das Getümmel umrauschte. Seine ursprünglich heitere Lebensanschauung gewann über die augenblickliche Verstimmung wieder die Oberhand — denn, wie treulos und falsch er auch selbst gewesen, ruhigen Sinns sieht kein Mann das Weib, das er einst geliebt, ihm gleichsam zum Trotz in die Arme eines Andern fliegen, noch dazu eines früheren Nebenbuhlers. Und dieser Nebenbuhler war vornehm und reich, er bereitete Clotilden, wenigstens dem äußeren Schein nach, ein beneidenswerthes Loos. Vielleicht quälte dies Berthold am tiefsten. Mit ehrsüchtigen, nach Macht und Geld gierig verlangenden Wünschen, die einzelne, seltene Glückszufälle — seine Bekanntschaft mit Diana, die Freundlichkeit der Fürstin gegen ihn — noch

schärfer und zu kühneren Hoffnungen anstachelten, in einen Kreis gerathen, wo jeder Einzelne ihn an Rang, Ansehen, Bildung und vielleicht auch an geistiger Kraft übertraf, er nur als der Geduldete erschien, fühlte er zu oft seine Unbedeutenheit, das Hervorragen der Andern, um sie nicht zu hassen und zu beneiden. In späteren Jahren, nach härteren Demüthigungen, als er sie bisher erlitten, hätte sich aus dieser Erbsünde armgeborener, hochstrebender Menschen allmählig eine tiefe Verstimmung seines Charakters und bitterer Menschenhaß entwickelt. Seine Jugend, der Sonnenschein, der zuweilen auf ihn fiel, bewahrten ihn noch davor. Noch glaubte er an seinen Stern, glaubte noch, daß auch er eines Tages zu den Glücklichen dieser Welt gehören und von denselben neidisch bewundernden Blicken der Menge verfolgt werden würde, mit denen er eben Arthur betrachtet.

War er doch ein anderer Mann, als Herr Eppstein... eine hohe, kräftige Gestalt, im grauen, enganschließenden Rock mit schwarzen Schnüren und Knöpfen, ein schwarzseidenes Halstuch unter dem feinen Hemdkragen lose verschlungen, wie er im Zimmer der Baronin es vor einem Bilde Lord Byron's abgesehen ... wie er über den Platz schritt, militärisch an seinen breitkrämpigen, etwas spitz zulaufenden grünen Hut mit

den Hahnenfedern griff, wenn unter den Umstehenden ein bekanntes Gesicht ihm zunickte, von den Augen aller Mädchen geliebkost ... er pfiff nicht umsonst halblaut ein Lied vor sich hin, einmal, das wußte er, wird es ihm nicht fehlen.

Als Hans der Fiedler Herrn Berthold von der Höhe seines Orchesters herab bemerkte, ging oder besser, kletterte er ihm wie einer vorwiegenden und maßgebenden Standesperson über die Banken entgegen. So gut war Berthold in jeder Schenke und mit allen musikalischen Talenten der Landschaft bekannt, daß Julian ihm die Sorge für die musikalische Verherrlichung des heutigen Festes überlassen. Nur aus dieser, seiner gebietenden Stellung konnte der Eingeweihte die Zuvorkommenheit des Musikmeisters gegen ihn erklären.

Denn auch Hans hatte das Gefühl seiner Würde und das Selbstbewußtsein eines verkannten Genies, heute zumeist, in seinem Sonntagsstaat, mit drei großen Ringen an den Fingern seiner rechten Hand und der mächtigen Brillantbusennadel in seinem blauen, mit langen Zipfeln herabhängenden Halstuch. Nicht wie bei einer Kirmeß war er Hans, der Fiedler, heute hieß er wie auf der Promenade von Golderz und in seinen mythischen Winterconcerten „Herr Musikmeister Johannes". So benahm er sich, so trat er auf. Ueber

die letzte Bank steigend erhob er die Hand zu seinem durch so viel kühne Sprünge ein wenig aus der richtigen Lage in das Schiefe gerückten Hut.

„Alles in Ordnung," sagte er. „Der Herr Berthold können sich selbst davon überzeugen. Es sind außerordentliche Künstler, sie haben erst vor einer Woche die Ehre gehabt, unter den Fenstern der erlauchten Prinzeß ein Ständchen aufzuführen; das Tageblatt in Golderz hat ihnen und mir im besondern eine eingehende Kritik gewidmet."

„Gut, Meister Hans, aber zufrieden bin ich gar nicht," entgegnete Berthold in Ton und Haltung, die deutlich seine angeborene Herrennatur bekundeten. „Ich sehe da oben nur die alte Bande, deren ehrenwerthe Bekanntschaft ich schon am Ostermontag gemacht ... nein, damit ich Euch kein Unrecht thue, einen Waldhornbläser und einen Trompeter habt Ihr dazu geworben, aber wo ist der edle Herr, dessen Kommen Ihr mir hoch und theuer versprochen?"

„Hand auf's Herz, Herr Berthold" — und er ließ die seine mit ihren Ringen die bezeichnete Bewegung auf seine Weste machen — „was drängt Ihr mich nur um den edlen Herrn? Seine Musik wiegt die unsrige nicht auf, das wird Euch der dümmste Bauer sagen. Er hat einen passabeln Streich auf seiner Geige; aber

nichts Großes, Feuriges, seine Geige singt, meine bläst: das ist der Unterschied."

„Meinetwegen, laßt sie blasen! Ihr habt euch gerühmt, Ihr hättet den edlen Herrn so in der Tasche, wie Euren Fiedelbogen im Futteral. Darauf hin habe ich Euch angeworben. Hätt' ich geahnt, Ihr machtet mir Flausen vor, würde ich den Signore selbst aufgesucht haben, ich kenne ihn besser, als Ihr."

„Setze keinen Zweifel in Euer Wort," erwiederte Meister Johannes mit dem überlegenen Lächeln eines alten Diplomaten, „die Sache aber war die: Ihr wußtet nicht, wo der edle Herr zu finden sei, und wißt es auch jetzt noch nicht. Wir dagegen, der Signore nämlich und ich, wir sind Waffenbrüder und verlassen uns nicht; Ende gut, Alles gut, er wird erscheinen."

„Warum kam er nicht mit Euch?"

„Der edle Herr liebt die vornehmen Damen nicht und steht auf keinem guten Fuß mit der Mittagssonne. Das habt Ihr doch schon weg, daß es hier oben bei ihm" — und nun zog er mit seinen knöchernen Fingern einen langen Strich statt jedes weitern Wortes über die Stirn. „Am Abend ist er besser daran, dann werdet Ihr ihn hören."

Das fernere Gespräch hinderte der Menschenstrom, der aus der Kirche, über das Feld, durch die Dorf-

straße her sich wälzte, der Ruf, daß die Prinzessin mit dem Herrn von Andlau und hinterdrein die Schützen nahten.

Im Nu stand Meister Johannes wie von Flügeln über alle Hindernisse weggetragen oben vor seinen Gesellen. Seinen Hut hatte er unter die Bank gestellt, frei flatterten seine grauen, zum erstenmal nach seinem letzten „Concert“ wieder von dem besten und einzigen Barbier in Golderz frisirten Haare um ihn ... leider nicht, wie die Silberlocken der Weisheit um die Stirn eines Greises.

Einen unermeßlichen Lärm erhoben seine Trompeten, hineinschmetternd in das stets sich erneuernde Hurrah! der Zuschauer ... Fahnenrauschen, Tücherschwenken, Kränzewerfen — durcheinanderwogend der Volksjubel ...

So ging die Prinzessin langsam dem Zelte zu, Julian an ihrer Seite. Sie hatte etwas von einer Königin, deren Hoheit, deren Lächeln; man konnte aus dem Glanz ihres Antlitzes lesen, daß sie gern der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung war. Zu Julian bedauerte sie zwar die Abwesenheit seiner Gemahlin, die er mit einem heftigeren Unwohlsein entschuldigte, aber heimlich freute sie sich, daß es so gekommen, daß keine Nebenbuhlerin ihr nur einen Blick entzöge. Dann kam Diana, mit der Hofdame plaudernd, weit an Gestalt und blen-

dendem Glanz der Fürstin nachstehend. Absichtlich schien sie heute darauf gesonnen zu haben, so wenig hervorragend als möglich zu erscheinen, sie wollte in Julians Erinnerung das Bild der verführerischen Nymphe am Springbrunnen von Sibyllenruh verwischen. Ihnen folgend ein langer, bunter Zug ... Am Eingang des Zeltes hielt Berthold den Vorhang empor; das Haupt freundlich neigend schritt die Prinzeß hinein. Diana's Kleid streifte ihn. „Er wird kommen," flüsterte er ihr zu, „er soll toller als jemals sein." „Um so besser," sagte sie halblaut ... lachend, als handle es sich um die gleichgültigste Geschichte.

Das Schießen zu beginnen, erwartete man nur noch Herrn Arthur Eppstein.

Der aber stellte seine junge Gemahlin eben seinen Arbeitern vor und konnte seine Gefühle nicht länger schweigend im Busen bewahren.

„Meine Freunde," sprach er. „Ein guter Hausvater ist eins mit den Seinen. Wie er an ihren Freuden und Schmerzen theilnimmt, so thun sie ihm das Gleiche. Freut euch darum mit mir: das ist meine Frau, fortan eure Herrin, Frau Clotilde Eppstein. Schön hat der Prediger gesagt: wir sind alle Brüder, zunächst vor Gott und in der Ewigkeit; aber wir wollen es auch hier unten sein und so gegen einander handeln,

da wir ja alle in gleicher Bedürftigkeit befangen auf den Beistand der Andern angewiesen sind. Für die Arbeit, die ihr mir widmet, waltet meine Sorge über euch, das Eine ist gerade so viel werth als das Andere. Gebt euch alle unter einander die Hände und dann gebt sie mir und meiner Frau. Aus eurer Mitte stammt sie, wie ihr hat sie arbeiten müssen, sie ist kein vornehmes Kind, sie ist ein Arbeitermädchen: darauf seht sie euch an. Wenn euch darum Unruhstifter sagen, die Herren bedrückten und verachteten euch, glaubt ihnen nicht gleich. Denkt vielmehr, des Herrn Vortheil ist euer Vortheil. Nur mit dem eurigen vereint geht sein Glück vorwärts. Ob die andern Herren stolz sind, weiß ich nicht, aber Jeder von euch, der ein wackerer Mann, ist mir lieb, wie ein Bruder. Ihr steht für Arthur Eppstein und Arthur Eppstein für Jeden unter euch. So ist's und so soll es bleiben. Unsre Eintracht und unser Glück wird die Andern anspornen, uns nachzueifern, bis endlich die ganze Menschheit ruft: Einigkeit ist das Beste, Brüderlichkeit! Daraus wächst, Alle segnend überschattend, höchste Freiheit und ewiger Friede! Alle Hände her, auch Deine, Clotilde, und nun aus allen Herzen: die Eintracht hoch und die Arbeit!"

Und ein dreimaliges Hoch und wie aus den Lüften

klingend ein Trompetentusch darüber und Fahnenrauschen ...

„An die Waffen, ihr Männer," befahl Arthur und marschirte an ihrer Spitze nach dem Schießplatz.

Den ersten Schuß, den ihm mit adeliger Höflichkeit Julian anbot, lehnte er ab: er sei der jüngere Herr auf diesem Boden, überdies nur ein Kaufmann; Julian dagegen ein Künstler und von Schleswig her ein Ritter, Ehre, wem Ehre gebühre ... So nahm Julian die Büchse — er hatte ein geübtes Auge, gutes Glück ... „Zu Ehren der Frau Prinzessin," sagte er noch, unter lautem Jubel der Menge flog die Kugel in das Schwarze der Scheibe. Ein Eichenkranz, den ihm die Fürstin um den Hut schlang, belohnte den „Schützenkönig," zu dieser Würde riefen ihn die Umstehenden einstimmig aus. Nach solchem Vorgange, erklärte Herr Arthur gutmüthig, sei es für ihn das Gerathenste, ein bescheidener Zuschauer zu bleiben und nicht seine Geschicklichkeit vor den Augen seiner jungen Frau einer gefährlichen Probe auszusetzen.

Das Fest des eigentlichen Preisschießens begann. Gespannten Augs lauschte die Menge, verschwendete ihren Beifall an den Glücklichen und bedeckte mit ihrem Spott Unglück so gut wie Ungeschicklichkeit. Die Frauen theilten die allgemeine Aufregung und begrüßten mit wehenden Tüchern, mit erhobenen Händen den Sieger. So recht

in seinem Lebenselement fühlte sich Berthold. Unter allen Männern ragte er an Schönheit und Gewandtheit hervor, viermal traf er das Centrum der Scheibe. Kein Höherer behinderte ihn und machte ihm den Vorrang streitig. Mochte auch der eine und der andere von den Badegästen aus Golderz, den Gutsbesitzern von der jenseitigen Abdachung des Gebirges an jedem andern Orte ihm vorgezogen werden, auf dem Schießstand entschied die Kraft und die Kunst allein den Werth des Mannes. Fern vom Streit saßen die beiden Einzigen, die ihn hätten ausstechen können, Julian und Arthur unter den Preisrichtern, nicht auf ihnen, sondern auf den Kämpfern ruhten die Blicke der Frauen, unter diesen, auf ihm zumeist; einmal, als er zum Schuß vortrat, glaubte er in seiner Eitelkeit sogar ein Lächeln der Fürstin ihn begleiten zu sehen. Wie der Schiffer muthiger wird, wenn nach langer Windstille die Luft auch nur leise sich regt und das Segel sich leicht unter ihrem Hauche bläht: so erhob die Gunst des Zufalls Berthold's Seele zu ungemessenen Wünschen.

Gelangweilt saß indeß Diana im Zelt der Prinzessin. Ermüdend und störend war dies ewige Knallen der Gewehre, dies ewige Rufen; nicht um ein Haarbreit hatte es ihre geheimsten Pläne gefördert, daß Julian allein gekommen, nicht ein Wort hatte sie noch mit ihm ohne

Zeugen wechseln können. Bald nahm ihn die Prinzeß, bald sein Amt in Anspruch, ein Meisterschuß fesselte seine Aufmerksamkeit ... An der Festtafel im Gastzimmer des rothen Drachen hatte sie keinen Platz in seiner Nähe; das wirre Geschwätz ihres Nachbars, der sich der „berühmten Künstlerin“ als gebildeter und geistreicher Mann beweisen wollte, die Toaste, die ausgebracht wurden, steigerten ihren Unmuth und ihre Ungeduld. Ablehnen durfte sie bei alledem die Einladung der Prinzessin nicht, mit ihr eine Strecke durch das Gebirge zu fahren und erst zur Preisvertheilung wieder in Rabenhorst einzutreffen. Eine gute Strecke fuhren sie, rasch, mit vortrefflichen Pferden. Von der letzten Höhe sahen sie im Thal Schönburg liegen, das rothe Schloß, und hinter ihm in einiger Entfernung den Thurm der Johanniskirche aufragen, kühn und schlank, wie die Hoffnung eines muthigen Herzens, die in den Himmel wächst. „Das ist eine herrliche Kirche, die Ihr Bruder gebaut,“ sagte die Prinzessin, Diana erwiederte nichts. Noch einsilbiger, als sie abgefahren, kam sie zurück.

Lang genug hatte die Menge unthätig dem Schießen zugeschaut, nun war auch in sie der Drang nach Bewegung gefahren. In den mannigfaltigsten Spielen ergötzte sie sich auf dem freigelassenen Raum der Waldwiese. Ihr zu gefallen hatte Meister Johannes seinen

stolzen Platz auf der Tribüne verlassen und mit seinen Gesellen an der alten Eiche, dem einzigen Baum am Ausgang der Wiese, dem Dorfe zu, einen neuen Standpunkt gesucht. Eine breite hölzerne Bank umschloß ihren mächtigen Stamm, Schatten streuten ihre Zweige darüber und die Sonne ein gebrochenes, grüngoldiges Geflimmer. Die Einen sitzend, stehend die Andern musicirte die Bande. Nach dem Mittagsessen oder ehrlicher, nach dem Mittagstrinken war eine Verwandlung mit Meister Johannes vorgegangen, trotz seiner Ringe und der Brillantnadel war er wieder Hans, der Dorffiedler, geworden; zum Zeichen dieser Umkehr hatte er seinen Hut mit allerlei Bändern und Sträußen besteckt und ihn nebst seinem Rock an einen Baumast über sich aufgehängt. „So ist mir wohl," sagte er. „Heiß brennt die Sonne, heißer der Wein des schuftigen Blasius, der sich indeß heute halbwegs wie ein ehrlicher Kerl benommen, am heißesten aber die Küsse der Frau Musica!" Allmählig ermattete er und seine Gesellen mit ihm unter diesen Küssen ... als Diana an der Eiche zum Zelt vorübergehen wollte, bliesen die Trompeten ihren eigenen, heisern Grabgesang, wie ein geschlagener Feldherr sein Schwert, senkte Johannes seinen Bogen, seine Geige lag schon lange an der Erde — noch hielt er sich indeß auf der Bank, scharf ausschauend, ob keine Hülfe nahe ...

Horch, welche Klänge zogen da wie Goldfäden durch die Luft, freilich nicht an sein, aber doch an Diana's Ohr ... Klänge, die der nie wieder vergessen konnte, der ihnen einmal mit mitfühlender Seele gelauscht. Aus einer Schlucht stiegen sie auf, süß, melodisch ... an die Engel der heiligen Nacht dachte Diana, die auf Correggio's Bilde sich weißglänzend von den düstern Schatten der Finsterniß loswinden. Ihr Gesicht hellte sich auf, sie war ganz Künstlerin und vergaß ihre Umgebung, ihre Absichten, wie und wozu sie den unglücklichen Bellori benutzen wollte.

Sie eilte der Schlucht zu, aus der die entzückenden Klänge tönten ...

Langsam, den Blick gen Himmel, wie bewußtlos spielend und gehend, kam Bellori daher, er hatte etwas von einem Verzückten. Darauf aber achtete Diana in ihrer Begeisterung nicht, sie lauschte nur — „wie so hold, wie so traurig und schön!“ stahl es sich wohl halblaut von ihren Lippen.

Jetzt wandte er sein starres, eingesunkenes Auge ihr zu. „Da steht Ihr ja, Santa Cäcilia, hoch auf dem Berge und ich armer Spielmann hastete mich umsonst, Euch nahe zu kommen und Euer Gewand zu berühren. Unerreichbar erhaben seid Ihr, eine Heilige auf Himmelshöhn, wie das Ideal! Man schaut sie in der Trun-

kenheit der Seele, aber man erreicht sie nie, drückt sie nie Herz an Herz."

„So nehmt doch nur meine Hand, Maestro, daß Ihr schneller emporkönnt; nennt's immerhin die Straße zum Ideal. Glück zum Gruß! Wie lange sahen wir uns nicht!"

„Zählt Ihr auch die Stunden in Euerer Herrlichkeit? Närrische Geschöpfe sind wir, daß wir immer nur weiter zählen, immer eine Minute mehr ab vom Leben und näher dem Grabe."

Nun fiel ihr doch, wie er so tänzelnd, mit Schritten eines Theaterkönigs, um sie herum ging, sein verstörtes Wesen, sein bestaubter, wunderlicher Anzug auf; phantastisch hatte er ein Geflecht von Eichenlaub in grünen und gelbrothen Farben wie eine Schärpe über Schulter und Brust geschlungen; den schwarzen, talarähnlichen, lang herabfallenden Rock umgürtete eine rothe Schnur mit rothseidenen Troddeln ... ihre Begeisterung sank, zu hart trat die häßliche Wirklichkeit ihr gegenüber.

„Gute Freunde sind hier," sagte sie mit erzwungener Ruhe, „Herr Arthur Eppstein, Herr Berthold — Eure schöne Tänzerin aus dem Apollosaal, Clotilde ... Ihr seid zur gelegenen Stunde erschienen. Laßt mich Euch zu ihnen führen."

„Santa Cäcilia, wie einst um die gefallenen Engel

ist auch der Sonnenglanz um Euch fahl geworden. Ihr rennt dem Reichthum und dem falschen Ruhme nach, Ihr seid nicht mehr die reine Priesterin der hochheiligen Kunst. Geht Ihr allein! Meine Freunde sind die dort," und er zeigte auf die Musikanten im Schatten des Eichbaums, die ihn auch schon wahrgenommen und ihm mit ihren Instrumenten zuwinkten, „ehrliche Gesellen, lustige Leute, frei und geschwätzig wie die Spatzen und eben so schlechte Musikanten, wie diese. Euere Welt hat mich ausgestoßen, die falsche und lügnerische ... addio, geht allein!"

Es war wieder die alte Weise, das lärmende, komödienhafte Gebahren, das sie so oft an ihm belacht, dies Mal aber stieß er sie ab ... ihre Augen wie ihre Seele. „Wie Ihr wollt, Signor; zieht Ihr die Zigeuner vor, ich hindere Euch nicht."

Im wilden Lauf hatte sich Bellori unter die Musikanten gestürzt. „Da ist der edle Herr!" schrie er. „Kleiner Giovanni, ruhe Dich aus, trinke oder schlafe, Du hast genug gearbeitet. Verstopft Eure Trompeten, der große Giovanni wird für Euch Alle geigen und der ganzen Welt den Verstand aus dem Gehirn spielen."

In das Zelt kam Diana darüber noch gerad zur rechten Zeit, um dem feierlichen Schlusse des Festes beizuwohnen. Nach dem Ausspruch der Richter vertheilte

die Prinzessin die Preise. Die herbe Würde und gebundene Anmuth, die ihr für den leichten Verkehr des Lebens eine gewisse Schwerfälligkeit gaben, eigneten sich trefflich für solche feierliche Gelegenheiten; dann stimmten ihre Haltung, der Ausdruck ihres Gesichts harmonisch mit ihrer Stellung überein. So übergab sie jetzt den ersten Preis, die Enfieldbüchse, dem vor Freude zitternden Berthold, es mochte für einen anmuthigen Scherz der hohen Frau gelten, daß sie einen grünen Tannenzweig aus dem über ihr von einer Zeltwand zur andern hängenden Kranze abbrach und am Lauf der Büchse befestigte, immergrün wie er solle der Drang nach wackern und guten Thaten in der Seele des Jünglings bleiben. Bald nachher brach sie auf, mit ihr drängte auch Arthur zur Heimkehr ... eigentlich, sagte er zu Dianen, wisse er noch gar nicht, wie einem zu Muthe sei, der geheirathet, eine Ansicht, die Clotilde ihrerseits durch ihr Erröthen bestätigte. Im richtigen Gefühle, daß sie nur durch Bescheidenheit und Demuth des Auftretens ihre „romantische Vergangenheit“ vergessen lassen könnte, hatte Clotilde heute ihren Augen wie ihrer Zunge keine Freiheit gestattet und war durchaus eine schüchterne, in sich zufriedene und glückliche Braut gewesen. Diese Lebensklugheit trug ihre Frucht, auf Alle machte sie den günstigsten Eindruck. Ueberraschte sie die Männer durch

ihre Schönheit, durch ihren, da sie selbst keine Feinheit des Geschmacks besaß und die brennenden Farben vorzog, von Diana gewählten Anzug und Schmuck, so gewann sie die Frauen mit klug gespielter Einfachheit und Harmlosigkeit. Sie ist freilich nur ein armes Mädchen, hieß es, aber sie verdient ihr Glück, der Eine und die Andere verglich sie wohl mit Griseldis, der sanften und demüthigen Frau.

Die drei standen zusammen, unweit der Kirche, während die Wagen vorfuhren. Die Prinzessin redete noch mit Julian und dem Pfarrer des Dorfes, dem sie ihre Börse „für seine Armen" schenkte.

„Nun wirst Du Sibyllenruh sehen, Clotilde," sagte Arthur, „das ich in Deinem Gedenken kaufte und wohin ich mich, wie die alten Einsiedler in die Wüste, aus dem Gewirr des Daseins zurückziehen wollte. Wieder stürze ich in den Strudel, aber diesmal doch mit Dir, unter dem Schutz einer freundlichen Fee."

Dies ging an Diana. „Mich, Herr Arthur," entgegnete sie darum, „lassen Sie aus dem Spiel. Das ist nun Ihre Sache mit Frau Eppstein fertig zu werden; meine Hände sind und sollen unschuldig bleiben."

„Fürchten Sie nicht für ihn, Fräulein Felsberg," lachte Clotilde. „Auf das Ehrenwort einer jungen Frau, er soll es nicht schlechter haben, als im Erkerhause."

„Und kann man ohne Kosten glücklich sein?“ seufzte Arthur im komischen Schmerz den berühmten Vers Herrn Crozat's. Am liebsten hätte er noch „pathetisch den Verlust seiner Freiheit beklagt,“ obgleich er längst nicht mehr wußte, was er mit ihr beginnen sollte, wenn ihm nicht die Gegenwart der Fürstin einen Zwang aufgelegt.

„Gute Nacht!“ sagte sie eben zu Julian, reichte Diana die Hand: „das war ein schöner Tag, mein liebes Kind,“ grüßte die Andern ... nun saß sie im Wagen.

„Sie aber kommen mit uns,“ bat Clotilde und hielt Diana's Hände in dankbarer Zärtlichkeit gefaßt. „Sie dürfen mich heute noch nicht verlassen, wo Sie mich so glücklich gemacht.“

„Eine Weile möcht' ich noch dem Tanze zusehen und“ — mit einer raschen, fast heftigen Wendung ihres Kopfes blickte sie Julian an — „mit meinem Bruder zusammensein. Wie Liebende haben auch Geschwister ihre Herzensworte, die nur für sie allein gehören.“

„Um eine Stunde sei's! Daweilen wird mir Sibyllenruh huldigen, werde ich das Hausregiment übernehmen ... dann erwarte ich Sie.“

„Gewiß, mein Bruder, hoff' ich, wird mich durch die Schlucht begleiten.“

„Leb' wohl bis dahin!“

Mit seiner Peitsche winkte Herr Arthur zum Abschied, er wollte selbst sein Cabriolet und seine Frau fahren und „seinem Kutscher das für ihn selbst entschwundene Glück freiester Selbstbestimmung" diesen Abend gewähren. „Hurrah!" rief er noch. „Wenn das Leben nur ein Traum ist, es giebt Umstände, wo es auch dem Weisesten als ein schöner Traum erscheint. Guten Abend allerseits!"

IV.

In dem Hohlweg, der sich von der Marienkirche anfangs jäh absteigend nach Sibyllenruh zog, waren die Wagen verschwunden, zuerst die Prinzessin, langsamer fahrend die Neuvermählten.

Neben einander gingen Diana und Julian nach der Waldwiese zurück.

„Eine merkwürdige Heirath, die Du da gestiftet," sagte kopfschüttelnd Julian.

„Laß nur, es schlägt Beiden zum Glück aus und war nothwendig für mich. Herr Arthur ist mein guter Freund, aber zum Ritter mag ich ihn nicht und nicht zum Gatten. Er aber ging seit einigen Tagen mit dem schrecklichen Gedanken um, mich zu heirathen. Das ist nun für immer vorbei."

„Wie anders bist Du in diesem Jahr unserer Trennung geworden! So sicher gehst Du Deinen Weg, so keck greifst Du in's Leben."

„Spotte doch nicht, Julian. Heute wie früher giebt

es nur einen hellen Ton in meinem Herzen, die Liebe zu Dir. Das Kind bin ich freilich nicht mehr, das sicher und vertrauensvoll in Deinem Arm ruhte und von dem Kampf um das Leben nichts wissen wollte, nichts zu wissen brauchte. Andere Sterne sind nun über mir aufgegangen, ich fühle meine Kraft und gebrauche sie; Du aber bist mir das Höchste geblieben, mein Bruder."

Wenn Julian in all' diesen Stunden das Alleinsein mit ihr bisher vermieden und in Erinnerung an das Gartenfest sogar willens gewesen war, ihr unter gutem oder schlechtem Vorwand seine Begleitung nach Sibyllenruh am Abend zu weigern, so beruhigten ihn diese Worte, die sie fast in alter Herzlichkeit und Offenheit sprach, ihre gemessene Haltung, aus der jede gereizte Leidenschaftlichkeit verbannt schien.

„Da theile ich das Geschick der Götter," antwortete er darum heiter. „Man verkehrt mit ihnen nur aus der Ferne, man verehrt sie, aber zu Vertrauten hat man die Sterblichen."

„Das mag schon sein; denn mit ihnen kann man spielen, aber nicht mit den Göttern, nicht mit Dir. Ich bitte Dich nur, wenn Du der Baronin Arthur's Vermählung erzählst, das Ganze hübsch romantisch aus-

zuputzen, meines armen Freundes wegen. Wahrhaftig, er verdient euren Spott nicht."

„Weder Martha noch ich verspotten ihn. Denen, die ihm näher stehen, oder wohl gar seiner Hülfe bedürfen, mögen billig seine guten Seiten sich im schönsten Lichte zeigen, ich aber liebe die Schwankenden und ewig Irrenden nicht. Schwachheit ist eben die größte Sünde und wie oft verbergen diese scheinbar in Sehnsucht und Abendduft zerfließenden, lyrischen Naturen einen Kern der starrsten und erbarmungslosesten Selbstsucht."

„Du verkennst ihn, darüber läßt sich nicht streiten. Mir that er Gutes und ich hab's ihm vergolten, indem ich jetzt einen Willen für ihn hatte, er selbst nämlich glaubt, ich weiß nicht mit welchem Philosophen, er hätte keinen."

„Ich merke, Du bist so sehr an Siege gewöhnt, Schwester, daß Du in allen Menschen Sklaven siehst, denen man das Glück aufzwingen muß."

„Beinahe; ihr drüben in Andlau seid für die Freiheit und die Selbstbestimmung, ich nicht. Die Guten und die Schönen seien frei, die Masse bleibe in der Knechtschaft. Beachte nur ihren Tanz, wie ist da Alles so wild und formlos; nein, sie sind nicht zur Freiheit berufen. Gern will ich ihre Armuth und ihre Leiden lindern, auch ich kann eine barmherzige Schwester sein,

wie die Baronin, aber im Uebrigen wandle ich auf den Höhen und sie im Thal."

„O unverbesserlicher als der Stolz des Adels ist der Hochmuth des Geistes! Warum sollten die dort auf der Wiese, über deren rohen Tanz Du lachst, nicht einst dieselbe Bildung mit Dir theilen? Haben sie doch kein anderes Herz als Du! Aus wie tiefer Erniedrigung sind sie schon emporgestiegen, meinst Du, es gäbe eine unübersteigliche Schranke, welche ewig die Menge von den Wenigen trennt?"

„Wenn Du mich so fragst, verstumme ich freilich. Unbenommen ist Deinem Glauben die weite Zukunft. Da wird kein Königthum mehr sein, werden keine Tyrannen Narren mehr finden, die auf ihren Wink sich in ein blutiges Schlachtgewühl stürzen . . . möglich, mein Freund! Und noch höhere Ideale sollen da reifen, als nur die Freiheit, auch das Glück, die Gleichheit und Verbrüderung Aller! Ein Volk — und darüber als Hirt, der Geist! Meinetwegen, es ist das nicht meine Welt, und ich werde todt sein, ehe ihr erster Morgen anbricht."

„Wir alle mit Dir, aber wir werden bis dahin wieder ein Vorurtheil überwunden, eine Schranke gestürzt, einige Bausteine mehr zu dem großen Werke getragen haben. Wirke Jeder im Stillen, im engsten

Kreise, daraus fügt sich einst das Ganze herrlich zusammen."

„Ein neuer Thurm von Babel! Wie Du willst; ich erreiche Dich in solchen Entwürfen nicht. Ich bin nur bescheiden und eigensüchtig zugleich meines Glückes Schmied. Reich und mächtig möchte ich werden, von berühmtem Namen — was ist mir im Grunde die Zukunft? die Menschheit? Ja, wenn wir alle in einem paradiesischen Thale lebten und die quellende Natur ihre reichsten Gaben uns in den Schooß schüttete, kein Wind der Vernichtung über uns wehte und wir endlich sanft auslöschten, wie still verglimmende Kerzen, da möchten wir alle vielleicht Brüder und Schwestern sein. Wo aber liegt das Thal der Verheißung? Und wäre es gefunden und erreichbar für uns, wir könnten doch nicht in seine Unschuld und Bedürfnißlosigkeit zurück! Von Kampf zu Kampf, aus Schmerz in Schmerz zu schreiten, ist unser Loos; wohl dem, der im allgemeinen Schiffbruch sich auf der obersten Woge hält."

„Du sprichst harte Worte und ich wette, Deine Empfindungen sind so mild wie das Abendsonnengold auf der harten Felskante dort drüben. Was wären, was vermöchten wir, wenn wir uns nicht gegenseitig unterstützten, ausglichen und Einer des Andern Schwäche ertrüge? Du hast ja nicht immer Pläne der Selbstsucht,

Absichten des Ehrgeizes, Du auch sehnst Dich nach Freundschaft, nach der Zuneigung derer, die durch ihre Tugend oder ihre Schönheit Dein Herz rührten. Wie böse und verderbt Du auch das Leben und die Menschen schiltst, zuweilen stehen sie doch im hellsten Sonnenschein. Häßlich und knorrig ist die Wurzel des Baums, oben grünt sein Wipfel im herrlichsten Schmuck, weithin breitet er seinen Schatten und die Menschen freuen sich seines Anblicks und loben ihn wie die Vögel auf seinen Zweigen; so keimen vielleicht die glorreichsten Thaten aus einer häßlichen Wurzel, aus Stolz, aus Ehrgeiz, aber zur Erscheinung gekommen, sind sie die Bewunderung der Welt. Das glaube wenigstens, wenn Dir sonst die Tugend auch nur ein Schein ist, daß in Deiner Seele ein wohllautender Akkord lebt, der danach ringt, melodisch mit den andern dahinzufluthen. Dient der wallende Aether nicht dem Duft der Blumen, dem Ton der Harfe sie weiter zu tragen zu Vieler Entzücken und Du wolltest verschlossen in Dich dastehen, ungerührt von fremdem Leid und versteint in Deiner eigenen Freude? Nein, Du spielst nur mit der Maske der Selbstsucht; weil das Volk in schmutzigen Kleidern einhergeht, scheuest Du seinen Verkehr und die Arbeit zu seiner Erhebung, es verletzt Deinen Schönheitssinn, aber Dein Herz ist mit ihm."

Darauf konnte sie nichts erwiedern, sie faßte nur nach dem goldenen Kreuz ihres Vaters, das sie über der Brust trug, wie am Abend ihres Streits mit Martha. Schon sahen sie auch von Weitem auf der steinernen Bank unter der Eiche Bellori stehen — wilde, berauschende Klänge flutheten über die Wirbel und den Lärm der Tanzenden hin. Drüben über Andlau neigte sich die Sonne; während die Wolken in der Mitte des Himmels goldig von ihrem Glanze schimmerten, ballten sie sich dunkler, wetterdrohend an seinen Enden zusammen ... so aus Licht und Finsterniß gemischt erschien Bellori.

„Ich hörte vorhin,“ deutete Julian auf ihn, „es sei ein Italiener, früher soll er in besseren Verhältnissen gewesen sein. Ein unheimlicher Mensch ...“

„Ich kannte ihn in der Hauptstadt.“

In der Laube vor dem Wirthshaus, die nach der Wiese sich öffnete, hatte Blasius schon Tisch und Stühle „für die gnädigen Herrschaften“ zusammengerückt und lud zum Sitzen ein.

„Wenn nur am Ende nicht noch ein Unwetter das Fest verdirbt,“ zeigte Julian auf die Wolken.

„Heute ist Alles eins, gnädiger Herr,“ entgegnete Blasius, „geht's im Sturm und Regen nicht mehr auf der Wiese, wird drinnen getanzt. Ich hab' für Alles

gesorgt, mag der Herrgott donnern, heute ist unser Festtag.“

Indeß saß Diana schon, hinausträumend in die Ferne, auf und nieder vor ihr schritt Julian . . .

In die gehobene Stimmung, worin ihn der frohe Empfang der Menge, sein Glück im Schießen, der Kranz der Prinzessin und zumeist Diana's ruhige Freundlichkeit versetzt, mischte sich jetzt ein Gefühl der Sehnsucht nach Martha — eben verklangen auch schwermüthig hinsterbend die letzten Geigentöne in der weichen Luft des Abends. Es war um die sechste Stunde. Er wollte zu ihr, es drängte ihn gleichsam von dieser Stelle fort. Auch Diana schien kein Vergnügen an dem Jubel, dessen Ausgelassenheit wuchs, mehr zu finden und war vielleicht nur geblieben, um Arthur und Clotilden eine stille Stunde des Alleinseins zu lassen. Julian verlangte nicht minder nach solcher Aussprache mit der Schwester. Auf dem einsamen Wege nach Sibyllenruh einigten sich wohl diese lang getrennten, aber doch im Grunde einander nicht feindseligen Herzen. Heute, so hoffte er, würde ein gutes Wort, eine leidenschaftslose Betrachtung der Dinge Eingang bei Diana gewinnen; unrecht war es von Martha gewesen, ihr, der durch Spiel und Fest Aufgeregten so stolz und vorwurfsvoll zu begegnen, sanfter wollte

er sie zu überreden suchen und den Zwiespalt zwischen ihnen beiden lösen.

„Willst Du nicht aufbrechen?“ fragte er sie mit raschem Entschluß.

Ein lauter Trompetenstoß übertönte ihre Antwort; siegreich hatte Hans den von Bellori verlassenen Platz am Eichbaum wieder eingenommen . . .

Bellori aber schritt der Laube näher, auf Diana zu.

„Hoch geht der Wind, hoch geht die Lust, Signora,“ sagte er. „Wo ist denn Signor Arthuro? Er soll hier sein und liebte doch sonst Wein, Tanz und meine Musik. Die Narren sagten, das Volk verstände meine Gesänge nicht — habt Ihr gesehen, wie sie danach gesprungen, Burschen und Mädchen, Frauen und Männer, alle durcheinander? Weder in der Hölle noch im Paradiese geht's lustiger her. Bei allen Heiligen, es ist gut, daß ich ein freier Musikant geworden und hierher gekommen bin. Ich werde mein Leben auf der Landstraße verbringen — herrliches Leben das!“

„Wie man's nimmt, Signor.“

„Pah, Ihr seid vornehm geworden, lebt mit Fürsten und Prinzessinnen und kehrt Euer Auge von dem armen Maestro Bellori ab, der noch immer zu Fuß läuft, demüthig an Eurer Kutsche vorüber, eine schäbige, jämmerliche Kreatur! Und er ist's doch gewesen, der Euren

schlafenden Genius wach gerufen, war doch auch einmal ein Liebling der Musen! Wäre es vielleicht noch, wenn nicht so viel häßliche Runzeln sein Gesicht entstellten und die Göttinnen verscheuchten; wenn die bösen Nebel sich nicht so dicht um seinen Kopf ballten, daß sie mit ihren Rosenfingern nicht hindurch können — verflucht diese bösen, deutschen Nebel!"

Diana stand auf, sie winkte Julian heran: „Ihr verklagt mich ungerecht, Signor, ich und all' Eure Freunde haben Euch immer zum Guten gerathen, Euch immer gesagt: strebt nicht nach dem Höchsten, nicht über Euch hinaus, bleibt Eurer Geige, Euren Volksweisen, den melancholischen Klängen treu, die keiner so gut spielen wird, wie Ihr. Zuweilen waren da Eure Töne gleichsam Naturlaute. Diese Kunst geht mit Euch unter. Denn Ihr wolltet eigene Wege wandeln — wohin haben sie Euch nun geführt? Mit Dorfmusikanten schweift Ihr umher; Ihr träumt Euch wohl zu einem König Lear, aber das war doch nur ein jämmerlicher König. Kommt mit nach Sibyllenruh, Herr Arthur nimmt Euch mit offenen Armen auf; es wäre das Beste, Ihr kehrtet nach Italien heim."

„Meint Ihr?" entgegnete Bellori mit einem Lächeln, d'rin Wahnsinn und Verschlagenheit sich mischten. „O, ich weiß viel besseres für den großen Künstler Bellori!

Dank Euch übrigens für den Rath, Signora. Oben am Himmel wird's dunkel, in mir hell und heller. So" — und auf einem Felsblock, der dicht am Eingang der Dorfstraße lag, ein Stein am Wege, zerschlug er seine Geige: „Eins, zwei, drei . . . nun ist die Amati dahin und mein Ruhm und die Kunst. Es ist Alles nichtsnutziger, schäbiger Trödel, nicht einmal des Zertrümmerns werth!"

Entsetzt standen Julian und Diana.

„Wo sind nun Deine Melodieen? Alle davongeflogen — Nachtigallen, die aus den Käfigen entwischen. Wie das schwirrt und jauchzt! Da liegen die Trümmer, so lieg' ich auch bald auf der nackten Erde. Wenn Euch die Leute nach der elenden Kreatur fragen, redet mitleidig von ihr; war's doch eine Saite voll Harmonieen, auf der leider nur die böse Gottheit zu spielen verstand. Glückliche Nacht, Signora, ich gehe nach Andlau."

„Nach Andlau? Was wollt Ihr denn dort?" fragte Julian im höchsten Staunen und Erschrecken zugleich.

„Sterben!"

„Laß ihn nicht!" bat leise Diana.

Dieser Aufforderung bedurfte Julian schon nicht mehr. Für Jeden von uns giebt es gewisse Augenblicke des Hellsehens, in denen die Vergangenheit nicht mehr dunkel, unklar in ihren Verschlingungen und Begeben-

heiten hinter uns liegt, in der lebendigen Gegenwart wie ein formloses Nebelgewölk, sondern von plötzlichem Glanze erhellt vor uns sich aufthut und wir mit einer Mischung von Bewunderung und Entsetzen zugleich den Zusammenhang der Dinge erkennen und die Maschen des Netzes entdecken, das uns umstrickt. Solche Erleuchtung war über Julian gekommen ... dieser Mensch da vor ihm hatte auf Martha's Schicksale einen schlimmen und verhängnißvollen Einfluß ausgeübt; wie sehr er auch vor der Enthüllung eines traurigen Geheimnisses zurückbeben mochte, mächtiger regte sich doch in ihm die unbezwingliche Begier, zu wissen, welche Traurigkeit oft düster über Martha's Stirn zog, was, namenlos noch für ihn, sie in der Nacht quälte, und sie trotz ihrer eingestandenen Abneigung, aus seinen Armen, zu Franziscus trieb.

„Setzt Euch, Signor, beruhigt Euch!“ drängte er fast Bellori auf den Schemel nieder, auf dem am Eingang der Laube Diana gesessen. „Ich bin in Andlau bekannt, vielleicht kann ich Euch führen.“

„Haha, brauch' keinen Führer! Nicht einmal meine Geige; wie sie von dem Narren Orpheus erzählen, der sich nur mit seiner Leier den Pfad zum Thron der Proserpina öffnete. Es ist eine rührende Geschichte in der

Oper, Klagen sind darin, wie sie zärtlicher keines Menschen Herz seitdem geseufzt. Aber aus alter Zeit, Signore! Meine Proserpina springt bei dem Schall meines Namens schon empor, und wäre sie von Vergessenheit und neuem Glücke trunken, ich sage, mein Name ist wie das Zischen der Schlangen im Haar der Furien."

„Glaub's Euch," entgegnete Julian seinen wachsenden Schrecken mühsam niederkämpfend, „aber was eilt Ihr so? Proserpina entflieht ja nicht."

„Meine arme Amati, meine einzige treueste Geliebte," seufzte im Umschwung seiner Stimmung Bellori, achtlos hatte er Julians Worte verklingen lassen. „Du hast nun Ruhe! Niemand wird Dich wieder zusammenflicken wollen, wie wir Narren zerrissene Kleider und zerrissene Herzen zunähen. Hätte mich vor vier Jahren doch auch eine wohlthätige Hand an den Steinen zerschmettert, wie ich Dich: Nichtsein, das ist das Beste."

Die Arme auf der Brust zusammengefaltet hatte Diana schweigend gestanden. Da war wieder, längst von ihr herbeigesehnt und doch in seiner Plötzlichkeit ihr unerwartet, ein Wendepunkt ihres Lebens heraufgestiegen. Wenn Bellori in seinen Bekenntnissen weiter ging, warf das Licht, das dann die Vergangenheit aufhellte, einen finstern Schatten über Martha. Julians Liebe zu ihr mußte sich trüben und sie durfte sagen: das ist die Frau, der Du Dich geweiht, um dies herzlose, grausame

Geschöpf hast Du mich verstoßen ... wenn er da in seinem Schmerze, bei dem unvermeidlichen Zusammenbruch seines Glücks, ihre Hand als die seiner letzten Freundin ergriff und sie ausrief: so nimm mich doch in Deinen Arm, an Dein Herz, ich bin ja nicht Deine Schwester ... war's nur das Roth der untergehenden Sonne, das Alles vor ihren Blicken flimmern und funkeln ließ, vor dem sie geblendet das Auge schloß? Stieg es nicht, ein ungesprochenes Gebet, aus der Tiefe ihres Herzens: lasse mich glücklich werden, Du herrschende Gottheit über den Wolken, glücklich und gut?

Aber das war nicht ihr Loos.

„Wo waret Ihr denn vor vier Jahren, Signor?" hörte sie Julian fragen.

Und mit raschem Entschluß ihrem schönsten Traum sich entreißend, wandte auch sie sich zu den Männern. „Ja, erzählt, Meister; Ihr seid mir so noch Eure Geschichte schuldig. Das zerstreut wohl auch Euere unseligen Gedanken."

In der Laube, auf der Bank dicht an Julians Seite setzte sie sich nieder. Die langherabhängenden Geflechte des Weingeländes spielten ihr in das Haar und um die Stirn.

„Ich bin schon wie ein Todter," sagte der Geiger, „und Ihr wollt mein Vermächtniß hören. Nur eine alte Lehre steht für Euch darin, aber Ihr werdet ihr

nicht folgen. Laßt Euer Herz zu Asche verbrennen und streut sie in die Winde, aller Sünden Ursprung und Wurzel ist das Herz. Schade nur, daß der Mensch erst Mensch wird, wenn es sich regt, wenn Begierden und Empfindungen darin erwachen. Dann hat er die Unschuld verloren, das Ohr, mit dem er früher das Rauschen der Bäume und die Sprache der Vögel verstand, seine erste leidenschaftliche That reißt ihn von dem keuschen Busen der Natur und er beginnt zu leben. Heisa, ein Laufen von Hoffnungen zu Hoffnungen, in Nichtigkeiten hinein! Einmal hatt' ich freilich das Glück am Saum seines Kleides gefaßt oder glaubte es doch zu halten ... es ist die Geschichte von den Erznarren, die einen Sonnenstrahl fangen wollten. Bei allem Irrthum, es war so herrlich, so schön! Zu schön, um zu dauern! Wein her, obgleich es eine Entweihung ist, solch' Angedenken in Eurem feuerlosen Wein zu trinken!"

Das griff an Blasius Ehre; er brachte echten Ungarwein, über die nahe Grenze gepaschten Tokayer, drei alte, kostbar geschliffene, hohe Krystallgläser, die, wer weiß von welcher Auction und durch welche Zufälle sich hierher in den rothen Drachen verirrt hatten.

Schweigend füllte Julian die Gläser, Furcht und Schmerz umkrallten sein Herz.

„Noch einen Trunk," sagte Bellori, „noch einen ... und dann sind wir über den Acheron! Proserpina er-

scheint, im weißen Gewande, blaßrothe Blumen im grünen Blättergewoge schlingen sich in Streifen darüber hin, Diamanten blitzen in ihren braunen, feuchten Locken. So stand sie vor Jahren, bei einem römischen Feste, an die Säule der Halle gelehnt. Mehr Licht, mehr Glanz war da, als hier im Norden jemals um Euch schimmern wird. Um die alte versteinte, römische Herrlichkeit legt die Natur belebend ihren Arm, an ihrem Busen süß erwarmend scheint der Marmor zu athmen, Lorber und Myrthen blühen um die Götter, ein Strom fröhlicher Menschen fluthet auf und ab in den Säulenhallen, plaudernd sitzen Mädchen und Jünglinge um die Springbrunnen, an tanzenden Grazien vorüber, die von ihrem Sockel niederlächeln, wogt der Tanz der Sterblichen . . . eine Welt, halb todt, halb lebendig; Vergangenheit und Gegenwart auf allen Punkten, in jedem Augenblick verschlungen, in einander gewachsen: Keiner entzieht sich dem Zauber, der in ihr waltet und sie zusammenhält. Da hinein stellt eine Frau so schön und hoheitsvoll, wie sie die Maler auf ihren Bildern als Königin darstellen, und ihr gegenüber einen schlichten, namenlosen Geigenspieler, trotz seiner dreißig Jahre noch ein Kind der Natur, den sie anlächelt, dem sie sagt: Du bist ein Künstler. Nicht die Lava des Vesuv's kann so verbrennen, wie solche Worte, solche Blicke.

„Ja, ich war noch ein Kind der Natur, rein noch

kam ich aus ihren Händen. Ohne Ereignisse floß mein Leben hin, wie ein Blatt auf stillem Wasser. Ueber die Albanerberge und die Campagna hinaus hatte ich nichts gesehen. Aber mir fehlte auch nichts, fast bedürfnißlos fragte ich nicht nach Geld, nach Ruhm. Gern nahm man mich auf in Hütten wie in Palästen, wohin ich, meine Geige im Arm, trat. Wenn ich im Hofe meines älterlichen Hauses auf dem Bruchstück einer alten Säule saß und spielte, schwiegen über mir und um mich in Gebüschen und in den Baumwipfeln die Vögel; selbst der Brunnen rauschte leiser. Und verstummte ich, so begannen sie ihr Lied; da kamen mir Melodieen... wie sagtet Ihr doch, Naturlaute? Ich glaub's wohl, daß damals solch' heilige Stimmen in meiner Geige schliefen. In das Meer warf der Doge von Venedig seinen Ring, so hatte ich mein Herz der Einsamkeit und der Natur geschenkt.

„Und da mußte ich sie sehen, sie lieben und mein Friede war dahin! Von allen fremden Frauen in Rom war sie die gefeiertste, die umworbenste, allerlei Abenteuer, hieß es, hätte sie in Venedig, in Florenz bestanden, aber das machte sie eben noch reizender und verführerischer. Mit ihrem Gemahl, den eine schleichende Krankheit verzehrte, lebte sie gespannt, innerlich längst geschieden — kurz sie liebte mich. Liebte mich eine Weile stürmisch, rasend, Sirenenliebe! Sie wollte den scheuen jungen

Waldgott in das Leben einführen . . . seht mich nicht so von der Seite an, Signora Diana, nicht den elenden, herabgekommenen, den strebenden Künstler denkt Euch. Auch mit Ambrosialocken und olympischer Stirn! Nehmt Eure lichtesten Farben, malt mit Eurer kühnsten Phantasie, und Ihr werdet doch nur ein blasses Schattenbild von der Wirklichkeit gewinnen, in der ich schwelgte. Einmal wäre es sicher zu Ende gegangen, aber daß es so enden mußte! Das hat mir die Welt und das eigene Gefühl verwirrt und verkehrt. Im Mai war's, sie wollte hinunter nach Neapel reisen, da kam ihr aus Deutschland ein Verwandter; Ihr nennt ihn ja Euern Freund, Franzesco, der Satan!"

Julian fuhr zusammen, ängstlicher heftete sich Diana's Blick an ihn.

„Satan," fuhr Bellori fort, „und wenn ihm zehntausendmal seine Sünden von dem heiligen Vater selbst vergeben würden, wenn alle Heiligen für ihn auf's Neue ihr Blut vergössen! Schon damals hatte er ein schleichendes, heimtückisches Wesen; wie wir uns sahen, waren wir Feinde, er lachte über mein Geigenspiel, bald nachher Nebenbuhler. Der Bruder liebte seines Bruders Weib. Und sie? Ich konnte schon nicht mehr deutlich in ihrem Herzen lesen, sie war meiner überdrüssig geworden, sie floh mich. Der Waldgott hatte sich in eine alltägliche Erscheinung verwandelt, der Schmelz war ihm

von der Stirne gewischt. Ob sie Franzesco, ob sie einen Andern liebte? In ihr war ein beständiges Lodern und Flammen. Aber ich sah beide oft, Arm in Arm, auf den Spaziergängen, in den Galerien, wie ihr Schatten folgte ich ihnen, ein unheimlicher, nie weichender, ewig drohender Schatten. Und wie denn Alles an ihr doppelzüngig, sirenenhaft war, wandte sie wohl ihr Haupt mir einmal zu, mit dem Lächeln der alten Liebe. Indeß verzögerte sich ihre Abreise, in dem Zustand ihres Gemahls war nach der Versicherung der Aerzte Besserung eingetreten, die, wenn man nur seiner schone, vollständige Genesung hoffen lasse. Gerade dies war sein Tod. Merkwürdig, nicht? Aber dieser Franzesco ist ein so feiner Kopf, so fein!“

Fast zum Grinsen entstellte sich das Gesicht Bellori's und wie Frösteln lief es über Diana's doch heimlich triumphirendes Herz.

„Die Brüder liebten sich nicht, in Streit und Hader sollen sie aufgewachsen sein; nun stand zwischen ihnen Proserpina. Wie die Funken aus ihren Augen und ihrer Demantkrone sprühten, brannten sie beiden dieselbe Leidenschaft und Eifersucht in die Seele. Und ganz im Dunkel, in der Ferne — ich, der arme, verlachte Geiger, der unglückliche Sohn der Natur, dessen himmlische Schönheit schon längst der Erde Staub bedeckte. Drei Männer ringend um ein Weib... Schattenspiel an der

Wand, mit blutigem Ausgang, Blutspuren, die uns nachziehen und einen häßlichen Flecken auf Proserpina's weißem Gewande gelassen haben. Ball war bei dem Principe Torlonia gewesen, vor seinem Beginn hatte ich spielen müssen, Dank ihren Bemühungen galt ich in der Gesellschaft für einen großen Künstler und jagte selbst dem Ruhme nach, einem noch eitleren Nichts als der Liebe. Gegen seine Gewohnheit, vielleicht im Gefühl wiedergewonnener Gesundheit, hatte ihr Gemahl sie begleitet, verführerischer als je mag sie da den Brüdern Anlaß zu erneuerter Feindschaft gegeben haben. Eins kennen wir in Italien, den Blick, mit dem zwei sich einen Kampf auf Tod und Leben ansagen. Solchen Blick sah ich die beiden wechseln. Doch geschah nichts, weder diese Nacht noch den nächsten Tag. Hinter dem Palazzo, den sie bewohnten, führte ein verwildeter Garten in seinem Ausgang auf die düstern Hügel, d'rauf unter wilden Lorberhecken und Unkraut die letzten Steine der Kaiserburgen zerbröckeln. Wie so oft war ich von ihnen in seliger Trunkenheit zu ihr hinabgestiegen! Am zweiten Abend nach jenem Ball ging ich zum letzten Mal diesen Weg. Sie wartete meiner nicht mehr, aber ich hoffte doch in der Ferne ihre Gestalt vorüber wandeln zu sehen, einen Abschiedsblick ihrer dunklen wunderbaren Augen zu erhaschen. Sie hatte mir viel von ihrem Vaterlande erzählt, daß dort der Wald lieblicher

und ernster zugleich rausche, daß es dort eine andere Kunst gäbe, als in Rom. Ich wollte hinüber, nicht mehr zurück konnte ich in den Frieden meiner Einsamkeit, zu klug war ich geworden; irrend griff ich im Drang des Lebens umher für so viel verlorene Güter wenigstens etwas zu erwerben — einen unsterblichen Ruhm. In diesen Gedanken schritt ich hin und hörte nicht, daß von der Trümmerstätte des Forums unter mir jeder Stein: „Vergänglichkeit!“ heraufrief. Da tauchten vor mir im Garten zwei Gestalten auf, in heftigster Bewegung, im zornigsten Wortwechsel. An der Kuppel des St. Peter schimmerten die ersten Strahlen des Mondes, es mochte in der zehnten Abendstunde sein. Mir näher kamen die beiden, es waren die Brüder. Nur zuweilen verstand ich ihre Worte, wenig hatte ich von der fremden Sprache gelernt, aber von dem Grimm in ihnen waren die Adern auf der Stirn des Einen geschwollen, die Farbe des Andern in Leichenblässe verwandelt.

„Das Lorbergebüsch verbarg mich ihnen, eine wilde Freude hatte sich meiner bemächtigt, ich lachte in mich hinein: ein Schauspiel für Dich, guter Giovanni, die beiden werden sich den Hals brechen, um Dir den Weg frei zu machen, aus uneigennütziger Freundschaft für Dich! Unweit von der Hecke blieben sie stehen; ein Ruf, eine Bewegung von mir hätte Alles gehindert, aber ich war kein gutmüthiger Narr, den Athem hielt ich an,

wie von Erz stand ich und sah nur. Vor den drohenden Worten und Geberden des Bruders trat Signor Franzesco immer mehr in das Gebüsch, um sich vor seinem Angriff zu schützen oder selber zum Sprunge zu rüsten. „Fort!“ rief der Aeltere, „fort und morgen schon!“ Er mochte glauben, Franzesco eingeschüchtert zu haben, er ging einen Schritt zum Rande des Hügels vor. Hinterrücks sprang ihm Franzesco nach, er schlug ihm auf die Schulter, im Nu hatten sich beide umfaßt, im heftigen Ringen drängte Franzesco den Bruder zum Absturz. So sollte mein schlimmster Feind Sieger bleiben, vor meinen Augen ... es hielt mich nicht, nach dem Messer greifend, brach ich durch die wildverschlungene Hecke. Dies Geräusch machte Franzesco stutzen, er ließ den Bruder los, ein schwerer Fall, ein gräßlicher Schrei ... wie ich mich endlich, den Dolch in der Hand, durch die Zweige und Dornen, die mir das Gesicht zerrissen, gearbeitet hatte — Alles einsam, Franzesco war verschwunden; auf der Erde lag zertreten und zerfetzt der Hut, der schwarze Mantel des Verunglückten, ein breiter Blutfleck färbte den Rasen.“

„Ermordet! Martha's Gemahl ermordet?“ schrie Julian auf. „Mensch, Du bist von Sinnen!“

Mit verhülltem Haupte saß Diana.

„Damals wie heute von Sinnen!“ lachte hämisch Bellori. „Ich stieg zu dem Todten hinunter, einen Dolch-

stich hatte er am Halse, nicht viel mehr als eine Schramme, aber das Haupt war auf den Steinen des Forums zerschmettert. Und das Merkwürdigste, ich war der Mörder, ich, der Waldgott, der einst schöner und herrlicher gewesen, als die marmornen Faune griechischer Bildhauer! Die Wache fand mich bei der Leiche — ein Forestiere, ein vornehmer Herr ermordet und bei ihm, in wildester Aufregung, mit zerrissenem Gesicht ein Römer, ein elender Musikmeister mit blanker Waffe — der nach der Frau des Gemordeten geschaut, sehnsüchtig wie nach dem Morgenstern ... ich kam in's Gefängniß, ich saß monatelang, ein Jahr lang. Ein kurzes, halbstündiges Verhör, dann hielt man es nicht mehr der Mühe werth, mich zu vernehmen — ich war der Mörder, die Justiz brauchte keinen andern Beweis, als ihren Glauben. Nach fünf Monaten wurde ich milder behandelt, ich hörte von meinem Beichtvater, einem einfältigen Franziscaner, ein großes Wunder sei geschehen, ein Erzketzer in den Schooß der Heiligen geflüchtet, der erlauchte Signor Franzesco von Waldheim, den ich Bösewicht beständig des Mordes beschuldigte; nun würde ich doch endlich mein Verbrechen gestehen. In dieser irdischen Komödie war ich nicht schon damals der Narr? Immer versicherte man mir, nach offenem reumüthigen Bekenntniß würde mich der Papst begnadigen, man wolle mich als den Angegriffenen gelten lassen, der sich nur aus

Nothwehr vertheidigt und den Tod des deutschen Freiherrn einem unglücklichen Zufall zuschreiben. Lange widerstand ich, zuletzt kam ich mir wirklich als der Mörder vor. Hatte ich ihn nicht in meinen Gedanken schon vor Franzesco erschlagen? Hatte ihn nicht mein Ruf und das Geräusch meiner Schritte hinabgestürzt? Das ist doch noch ein Räthsel für den jüngsten Tag! Müde der Haft und nach Freiheit dürstend gestand ich Alles, was man wollte. Fortan war mein Ich umgetauscht, quälte mich das Bewußtsein meiner Schuld. An dem Tage öffneten sich die Thore meines Gefängnisses, als Franzesco und sie Rom verließen und nach Deutschland heim reisten. Deutschland ... das war einmal auch mein Ziel gewesen; jenseit der Alpen träumt' ich eine andere, eine bessere Welt, einen Strom der Vergessenheit! Ich kam, ich sah Euch, Santa Cäcilia! Die Kunst, sagtet Ihr, die Kunst und der Ruhm! Das sind auch Irrlichter, die über den Sumpf des Daseins hüpfen und den Thoren, der ihnen nachgeht, nur tiefer in Schlamm und Elend verlocken. Bis hierher haben mich beide geführt und die Schatten um mich doch nicht verscheucht. Aber die Rache ist noch mein. Zweimal begegnete mir Franzesco, er wahre sich jetzt vor dem dritten mal. Alles hab' ich hinter mich geworfen, ich bin zum Tode fertig, sei er es auch!“

Und mächtig auf den Tisch schlagend, rief er: „Mehr Licht, mehr Wein! Lang ist die Nacht, die vor mir liegt.“

Die Sonne war niedergesunken und zwischen den beiden blauschwarzen Wolkenmassen, die von Norden und Süden her am Himmel gegen einander rückten, fluthete nur noch ein schwacher, mattgoldener Streifen. Auf der Wiese hatte der Tanz geendet; an der Spitze seiner Gesellen schritt Hans der Fiedler, seinen Hut nach allen Seiten zum Gruße schwenkend, über den Rasen, an der Laube vorbei, dem Hause zu. „Einen Tusch dem Schützenkönig“, winkte er, als er Julian erkannte und versuchte die Zipfel seines Halstuchs, die ihm mehr im Nacken als auf der Brust hinabhingen, wieder in einen kunstvollen Knoten zu schlingen. Eine Fanfare der Trompeten und Waldhörner unterbrach, in ihrem wilden Lärm dennoch fast wohlthuend, den entsetzlichen gespenstischen Eindruck, den Bellori's Erzählung auf die Geschwister geübt. Ihn, den Wahnsinnigen, berührten diese Klänge mit alter, elektrischer Kraft.

„Höllenmusik!“ schrie er und stieß seinerseits die Gläser klirrend zusammen. „Darin seid Ihr des Teufels bester Spielmann, kleiner Giovanni. Wo zieht Ihr nun hin, in die Wüste?“

„Nein, edler Herr,“ versetzte Hans, „sondern hinauf in den Tanzsaal. Stattlich hat ihn der würdige

Blasius einrichten lassen. Geweißt sind die Wände und blank gescheuert die Dielen; die sechs Lampen zündet er eben selber an. Kommt hinauf, edler Herr! Manches könnt Ihr noch erleben, aber den Tanzsaal des rothen Drachen werdet Ihr nie wieder in so jungfräulicher Reinheit sehen."

Und indem die Andern, Burschen und Mädchen, von Tanz und Spiel erhitzt, herzudrängten und Lärmen und Jauchzen um die kurz vorher noch so stille Laube schallten, erglänzten die vier oberen Fenster des Hauses von dem hellen Schein der Lampen und Blasius, das eine öffnend und seinen Kopf gerad über dem rothen Drachen hinaussteckend, rief mit seiner Heroldsstimme hinunter: „Alles fertig; herauf wer tanzen und trinken kann."

Ein donnerndes „Hurrah!" antwortete ihm; durcheinander stürzten Alle über die Schwelle, in die Hausflur, Hans zog Bellori mit sich: „Und wenn heute die Erde wackelte, wir lachten darüber, edler Herr, und sängen: gelobet seist Du alle Zeit, Frau Musica!"

Vorüber gerauscht war das Getümmel . . . auf dem dunkler werdenden Platz, d'rüber der Widerschein des Lichts aus dem Tanzsaal hinglitt, standen Julian und Diana allein.

„Er ist fort; wie vom Teufel entführt. Was denkst Du von dem Allen, Schwester?"

„Wahrheit und Wahn — in einander gemischt.“

„Diese Frau! ... Und ich liebe sie!“

Vorschreitend sahen sie auf dem Schießplatze noch einige Männer stehen, eifrig ward über die gefallenen Schüsse und die Helden des Tages hin und her gestritten. Erblassend deutete Diana auf den einen, der abgekehrt von ihnen, im dunklen Mantel, mit Berthold redete und das Schloß der Enfieldbüchse untersuchte.

„Er ist's, Herr von Waldheim,“ flüsterte Julian.

„Um Gott — geh' nicht von mir, Julian, nichts Schreckliches!“

„Still,“ sagte er halblaut, aber der Ton seiner Stimme, der Ausdruck seines Gesichts belehrte sie, daß er ein Unabänderliches beschlossen. „Du wirst allein nach Sibyllenruh fahren, ich muß nach Andlau, in dieser Stunde noch. Bellori darf Martha nicht treffen.“

„Sei ohne Sorge; er wird oben im Taumel seine Rachegedanken und vielleicht auch seine Proserpina vergessen ... Strohfeuer, nicht mehr!“

„Mag sein, ich muß zu ihr.“

„Julian, ich beschwöre Dich, keinen Streit mit Herrn Franziscus, jetzt nicht!“

„Keinen Streit. Ich verspreche es Dir. Nur eins: er verläßt noch heut Andlau, er oder ich.“

„Nimm mich mit Dir, ich will demüthig sein,

Martha um Verzeihung wegen meiner Heftigkeit am Brunnen bitten, nur heute lasse mich bei Dir."

„Nein. Es ist genug, daß einer von uns beiden sich mit diesen entsetzlichen Dingen befassen muß. Wahrlich, Schwester, Du hast Dir ein besser Loos gewählt! Beklage mich, aber lasse mich allein. Bis morgen."

Dies sagte er schon, als Herr Franziscus sie mit einem „Guten Abend!" begrüßte.

Kalt erwiederte Julian; Diana schlug den Schleier ihres Hutes nieder und wandte sich von ihnen. „Herr Berthold, meinen Wagen!" bat sie laut und als er, wie um ihren Befehl einzuholen, näher eilte, zischelte sie: „Er ist oben — er will nach Andlau!" Die Wimpern hielt sie über die Augen geschlossen, sie wollte auch nicht die fernste Kenntniß von der Bewegung haben, die damit in Berthold's Seele vorging, von den Gedanken, deren Wetterleuchten auf seiner Stirn zitterte.

Zwei Minuten darauf saß sie im Wagen, war Berthold im Tanzsaal ...

Die Blicke der beiden zurückbleibenden Männer folgten dem jungen Mädchen und begegneten sich dann.

„Bleiben Sie noch hier oder begleiten Sie mich nach Andlau hinab?" fragte Julian kurz.

„Ich kam nur nach dem Dorfe, Sie aufzusuchen, die Baronin war wegen Ihrer Abwesenheit so unruhig und aufgeregt" —

Von Rabenhorst bis zur Eisenbahn das Gebirge hinunter geht man rüstigen Schrittes kaum eine Stunde, einen Weg durch Tannen und Fichten. Die Waldung ist zwischen der Gemeinde und den Herren von Andlau getheilt, die, da der Wildstand fast ganz vernichtet ist, viel Holz in ihr schlagen lassen; drüben zerschneidet es dann die Sägemühle und die Eisenbahn führt Bretter und Brennholz weit in das Land hinaus. So begleiten nach der ersten schroffen Senkung des Berges zu beiden Seiten aufgeschichtete Holzlager in Zwischenräumen, die je mehr man sich der Schienenbahn nähert, desto kürzer werden, den Pfad. Hier und dort sind dadurch weite Lichtungen entstanden, Grasflächen mit Haidekraut und Haideblumen, Schonungen auch und neue Anpflanzungen... Dort schreiten die Männer neben einander.

Der Widerschein, der aus den Fenstern des hochgelegenen Wirthshauses ihnen noch eine Strecke das Geleit gegeben, ist längst für sie erloschen.

Dunkelheit ringsumher ... Der Mond, wenn er überhaupt durch die dichten Wolken sich kämpfend bricht, wird erst um die neunte Stunde sichtbar ... kalter, schärfer weht die herbstliche Luft.

Obgleich Herr Franziscus nicht ahnt, was Julians Gedanken so andauernd beschäftigt, welcher Sturm in seiner Seele tobt, schwebt's um ihn wie heimliches Grauen. Den Blick wagt er nicht vom Boden zu er-

heben aus Furcht in der Dämmerung ein Schrecknis zu gewahren, sei's Wirklichkeit oder ein Wahnbild seiner Einbildung. Regt sich sein Gewissen? Ist der „Zauber Rom's“, der so mächtig ihn umfaßt hielt, gebrochen? Die Fürsprache der Heiligen und die Sündenvergebung, welche die Kirche ihren reuigen Kindern verspricht, auch nur eine Thorheit? Eingestürzt die Brücke, auf der er so sicher über Erde und Leben hinweg in den Himmel zu wandeln vertraute?

„Herr Franziscus von Waldheim“ — die Stimme seines Gefährten erklingt ihm wie der Posaunenton des Gerichts.

„Herr Julian Felsberg“ —

„Ich suche vergebens nach den mildesten Worten, Ihnen eine Mittheilung zu machen, die in jeder Form ihr Verletzendes hat.“

„Ich bin nicht leicht beleidigt.“

„Nicht von solchen Dingen ist die Rede, die vergessen werden können. Sie waren gegen meine Verbindung mit der Baronin ... hätten Sie doch gesiegt! Unaussprechlichen Schmerz hätten Sie mir erspart!“

„Noch immer begreife ich Sie nicht.“

„Ein Wort und Alles ist erklärt. Kennen Sie einen römischen Geigenspieler, Giovanni Bellori?“

Fester zog Franziscus seinen Mantel zusammen,

sein Herz schien stillzustehen ... „Ich kenne ihn,“ versetzte er tonlos.

„Ich kenn' ihn jetzt auch; damit ist Alles zwischen uns gesagt.“

„Er ist ein Wahnsinniger.“

„Wir alle sind's, wir taumeln alle an einem Abgrund.“

Zwischen den Tannen, aufragend, fast den Weg versperrend, lag ein Felsblock; müde setzte sich Franziscus darauf nieder, wie seine Seele war sein Leib gebrochen.

„Wir haben uns zum letzten mal gesprochen, Herr Felsberg,“ sagte er, „ich komme nicht mehr nach Andlau zurück. Grüßen Sie auch Martha von mir, auf Nimmerwiedersehn! Ich will über's Meer; ich glaubte, es wäre Alles in Gott gebüßt und vor Gott entschuldigt, meine Schwäche wie mein Unglück. Auch das war eitel, es giebt keine allliebende, barmherzige Gottheit, nur die uralte, unerbittliche Rächerin!“

Kurz grüßte Julian; er vermochte mit diesem Manne nicht mehr zu reden.

Und in Andlau? Was erwartete ihn? Wie wollte er in dieser Stimmung Martha begegnen? Diese geliebte, angebetete Frau ... flatterte nicht auch um sie mit dunklen Schwingen ein gräßlicher Verdacht? Neigte sie darum oft so schwer die Stirn — um dieses römische Trauerspiel?

Seine Schritte verhallten ... Herr Franziscus war allein, auf dem Steine, das Gesicht im Mantel.

Wieder rang er im Geiste mit dem Bruder auf dem Hügel der Kaiserburgen — wie oft hatte der Brudermord diese Stätte entweiht! Hier ersann Tiberius dem Germanicus den Tod, hier fiel Britannicus durch Nero's Gift ... und so fort eine lange, blutige Reihe Erschlagener. War er denn so schuldig? Nie hatte er für Georg das geringste Gefühl der Zuneigung oder des Wohlwollens empfunden. Die Aeltern zogen den Erstgebornen vor, sie rühmten dessen offenen, munteren Sinn und schalten ihn dagegen einen scheuen, störrischen und verschlossenen Knaben. Manchen Hader hatte es da gegeben, in Zurücksetzungen war er groß geworden. Zuletzt wurde er im Testamente des Vaters nur mit einem Pflichttheil bedacht; hätte nicht ein entfernter Verwandter sich seiner angenommen, wäre er in Armseligkeit verkommen. Danach, meinte er mit schon erbittertem und ergrimmten Gemüth, hätten Vater und Bruder getrachtet. Nun aber war ihnen die Rechnung verdorben, er so reich, vornehm und schön wie Georg, überdies ein feinerer Kopf, ein besserer Offizier. Erst in Rom lernte er seine Schwägerin näher kennen, nur flüchtig, vorübergehend hatte er sie bis dahin gesehen. Nicht als ihr Freund kam er, sie entzog ihm zum Theil

die Erbschaft ihres sterbenden Gemahls. Eine eigene Rache hatte er sich ausgedacht, er wollte die letzten Tage des Kranken durch seine Gegenwart verbittern. Der stolze, prahlerische Georg hinfällig auf dem Schmerzenslager und er, der verachtete, gedemüthigte Franz, in blühendster Kraft und Gesundheit, ihn beerbend und die Welt vor sich! In diesem Plan, den er sich während der Reise ausmalte, hinderte ihn eigentlich Martha, aber das war einmal ihre dämonische Schönheit, daß sie Jeden, den der Zufall in ihre Nähe brachte, selbst ihre Gegner, in ihre Fesseln schlug. Herr Franziscus vergaß schnell die Absicht seiner Reise, seine Rache — er liebte sie. Auch hierin verließ ihn das Scheue und Heimliche nicht. Nur sein Auge sprach, nie sein Mund. Ob Martha ihn verstand? Sie begünstigte ihn nicht in auffallender Huld, aber sie wich ihm auch nicht aus. Er war in der Fremde ihr nächster Verwandter, ihr Freund, ein geistvoller, gebildeter Mann, er schützte sie gegen die Bestürmungen und Verfolgungen Bellori's. Das Unglück ihrer Ehe entging ihm nicht, Augenblicke kamen, wo sie über Georg's durch die Krankheit erhöhte und unerträgliche Reizbarkeit ihre Klagen ihm ausschüttete, in der trostlosen Einsamkeit ihrer Seele ihn um Trost und Zuspruch anging. Ihre Thränen verdoppelten seine Kühnheit, die wieder erwachende Leidenschaft ihres Gemahls ängstigte sie, widerlich und grauen-

haft zugleich war sie ihr ... ein böser, grausamer Gedanke schlich unausgesprochen und doch von beiden mit gleicher Heftigkeit erfaßt durch ihren Sinn. Wenn Georg stürbe, jetzt stürbe ... Nie redeten sie von der Möglichkeit seines Todes, aber unsichtbar schwebte er über jedem ihrer Gespräche.

Die Schuld war da, lange vor der That.

Und dann, als sie nun geschehen, als der Todesengel einher geschritten, Franziscus wußte nicht, woher und wie, hatte die Nemesis ihnen die süße Frucht, die sie zu pflücken gedachten, auf ewig vergiftet. Nicht nur vor der Welt, auch vor Martha's Augen galt eine Zeitlang Bellori als der Mörder ihres Gemahls. Allmählig lüftete sich wohl der Schleier, allein die Wahrheit war zu entsetzlich, um sie für wahr zu halten, um sie ganz zu entschleiern. Das Halbdunkel blieb über dem Geschehenen, aber es brütete über Martha's Leben wie ein Gewitter. Von Franziscus wandte sie sich ab, nie hatte sie ihn geliebt, überredete sie sich selbst. Reue und Verzweiflung zerrissen dessen Herz. Still in sich wog er seine That, nur war sein Geist zu schwach dafür, er suchte außer sich Hülfe. Ihn erschreckte es nun auch, daß jede That ein doppeltes Gesicht hat, anders wenn sie bedacht wird, anders wenn sie ausgeführt ist. Jetzt erschien ihm Martha wie ein Dämon, der ihn in's Verderben gelockt.

Doch er war in Rom; inmitten des Zauberkreises... täglich, stündlich, beteten unzählige Heilige an Gottes Thron für die Vergebung der Sünden. Unerschöpflich war der Schatz dieser Gnadenfülle. Kain hatte Abel erschlagen, allein der eingeborene Sohn Gottes mit seinem unschuldig vergossenen Blute dies Blut gesühnt. Allen Bußfertigen öffnete die Mutter Gottes ihre Arme, die Kirche ihre Pforte, hoch über das Irdische und den Wechsel dieser Welt erhaben wölbte sich ihre Kuppel in die Unendlichkeit weisend — Beruhigung bot sie jedem Herzen, jeder Kraft wies sie die richtige Bahn. „Ich bin der Weg, die Rettung und das Leben“ ... Der Gedanke des Ewigen, Wandellosen, Immersichgleichen ergriff ihn mit verdoppelter Gewalt, je unruhiger, zwecksloser und leichtsinniger er durch das Dasein geirrt. Da, wo der Vorhang der irdischen Komödie fiel und er in Verzweiflung das Stück für ausgespielt hielt, that sich ihm der Vorhang des Himmels auf.

Ueber die Schwelle des Heiligthums war er geschritten, zwei Jahre hatte er das Kreuz und das Schwert des Herrn getragen ... Hatte er Frieden gefunden?

Da saß er noch immer verhüllt auf dem Stein am Wege; ausgestoßen, verlassen, krankheitsgeplagt, mit dem Zeichen Kain's auf der Stirn.

Höhnisch hatten ihn die Kinder der Welt von ihren

Stühlen gewiesen, über den Samen, den er gestreut, war das Unkraut in Blüthen aufgeschossen. Das Mädchen, für die er so viel gethan zu haben sich rühmte, das nach Martha ihm mit tiefem und unverlöschlichen Eindruck gebunden, war seine unversöhnliche Feindin geworden, Kränkungen ohne Zahl hatte er in dieser Zeit erduldet, einen Kelch von Wermuth bis zur Neige geleert ... Alles um Gottes Willen!

Wo war nun die Gottheit, die ihn schützen, die Heiligen, die fürbittend ihn umstehen sollten?

In der ängstlichen, unheimlichen Stille um ihn und über ihm, in Abenddüster und Waldschatten Niemand, der ihm nur ein Ach! des Mitleids zugerufen; ein Gott mit Dir! auf den Weg gewünscht — und vor ihm, so weit er in die Zukunft hinauszuschauen vermochte, eine gleiche unermeßliche Oede, in der Niemand wandelte, als er und seine That. Das war eben sein Irrthum, daß er geglaubt, eine göttliche Hand könne das Geschehene ungeschehen machen, der Mensch durch Reue und Gebet mit der ewigen Gerechtigkeit sich aussöhnen und Herr über die Folgen seiner That werden.

Allein! Allein! Und selbst um die Seligkeit betrogen! rief es in Franziscus Herzen. Am liebsten hätte er sich so in seinem Mantel ausgestreckt zum ewigen Schlaf ... ein ermatteter Krieger, der sich müde mit den Täuschungen der Erde und den Wahngebilden des

Jenseits gekämpft. Aber wer auch dem Morgenroth gebieten kann, ihn nicht mehr zu erwecken, kann er zu den Träumen sagen: „fliehet von mir?“ Und wenn Franziscus das Alleinsein im Leben fürchtete, graute ihm noch mehr vor dem einsamen Hinabsteigen in's Nichts.

Stärker erhob sich der Wind, die Wipfel der Tannen beugten sich stöhnend, hier und dort brach knisternd ein Ast von hohlen Bäumen . . . Dohlen flogen über die Haide, aus der Wolke fiel ein kalter Regen, doch schützten ihn die Zweige, unter denen er saß, vor dem stärksten Schauer.

Auch rauschte die Wolke bald vorüber, ein blasser Schein dämmerte um ihn. Langsam zog er den Mantel vom Gesicht . . . einzelne Sterne erschienen, die Sichel des Mondes. Doch behielt die Landschaft für ihn ihre düstere Traurigkeit, ihr Gespensterhaftes — „wie die Haide von Makbeth's Hexen“ . . .

Seine Gedanken nahmen eine andere Richtung — „Makbeth!“ sagte er noch einmal vor sich hin, „kühn sterben, immerhin als Verbrecher, aber doch mit dem Schwert in der Hand!“ Von hinnen wollte er, in die weiteste Ferne immer auf Reisen, in beständiger Bewegung sein. Nur eins bewahrt dich vor Wahnsinn, redete er in sich hinein, verachte die Menschen wie die Götter. Laß die Gestirne kreisen, wie sie wollen, die

Andern dir lächeln oder vor dir zusammenschauern: trag deine That. Tritt Alles unter deine Füße, genieße so viel du kannst und stirb mit Anstand, weil du sterben mußt. Ein Jugendtraum kam ihm wieder, den Orient zu besuchen, einen andern Himmel zu sehen, in eine andere Weltanschauung sich zu vertiefen ...

Neue Kraft glühte in seinen Adern — oder täuschte er sich nur?

Von der Höhe klang das Geräusch eilender Schritte. Er horchte schärfer hin. Sang der Wanderer nicht auch? Zwar blieben ihm die Worte des Liedes noch unverständlich, aber es waren doch Laute, Menschenlaute ...

Das belebte und befeuerte ihn noch mehr; er sprang von dem Steine auf — endlich, wie er glaubte, ein wahrer Mann, auf sich gestellt, ohne Hoffnung und ohne Furcht, die Menschheit und die Gottheit war ihm derselbe Trödel, mit dem der Kluge, da er nichs Besseres hienieden zu thun hat, spielt.

Da trat der Andere um die Biegung des Pfades. Hell beschien der Mond sein Antlitz ...

Tritt nur Alles mit Füßen, zuletzt zertritt dich selber die Nemesis —

Es war Bellori.

Ende des zweiten Theils.

